This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

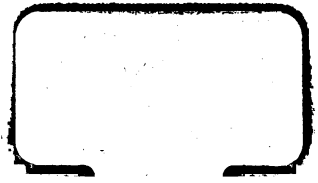
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08246935 8



(Moehl
BTY
~~759~~ 2
1127.5.23

Reise

durch einen Theil

des

südlichen Frankreichs, Savoyens, Piemonts, der Lombardei und der Schweiz

im Sommer 1835.

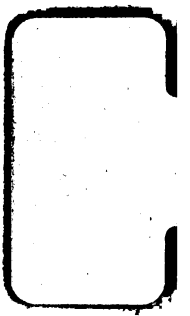
von

Dr. A. Möhl.

„Rien n'est assurément plus instructif et plus poétique que les voyages en général.“

Heidelberg.
Druck und Verlag von Karl Groos.

1836.



(Moehl)
BTYA
~~759~~ 20

1127.E.23

Reise

durch einen Theil

des

südlichen Frankreichs, Savoyens, Piemonts, der Lombardei und der Schweiz

im Sommer 1835.

von

Dr. A. Möhl.

„Rien n'est assurément plus instructif et plus poétique que les voyages en général.“

Heidelberg.
Druck und Verlag von Karl Groos.

1836.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Vorrede.

In unserem reiselustigen Zeitalter, in welchem das Reisen gleichsam zum guten Ton gehört, in welchem fast keine Heirath geschlossen wird, ohne daß der junge Mann und die junge Frau sofort noch vor der ersten Nacht sich in den Wagen setzen, um mehr oder minder lang, mehr oder minder weit sich in der Welt herumfahren zu lassen, meistens in gar keiner andern Absicht, als in der unschuldigen, in welcher eine sehr bekannte Art unserer Halbbrüder alles das thut, was sie uns thun sieht, kann es dem Verfasser dieser Blätter gewiß nicht verübelt werden, daß

auch er gereist ist. Eher könnte man ihm, bei der schon vorhandenen Fülle ähnlicher Reisebeschreibungen, die Vermehrung derselben übel nehmen. Allein abgesehen davon, daß es in unsern Tagen schon längst ausser Mode gekommen ist, „perituraе parcere chartae", so hat es mit dem Bücherschreiben (von dem Büchermachen rede ich nicht) eine ganz eigene Bewandniß. Es ist ein innerer Drang, dem man folgt; es ist ein Bedürfniß sich zu offenbaren, dem man zu genügen gezwungen ist. Jeder Schriftsteller, der nicht von sich sagen kann, „indem ich schreibe, thue ich etwas, was ich nicht lassen kann" ist zum Schriftsteller nicht geboren und thut besser, wenn er schweigt. Jede Schrift soll eine Offenbarung seyn; es soll ein Denkmal seyn, welches der Verfasser sich setzt zum Nutzen Anderer, sey dieser Nutzen ein direkter

oder indirekter, ein positiver oder negativer (und einen indirekten, einen negativen Nutzen hat gewissermaßen jede Schrift). Mag immerhin in andern Schriften derselbe Stoff behandelt seyn; je öfter, desto besser. Denn (um hier auf den Gegenstand unserer Schrift uns zu beschränken, obgleich das nämliche für alle andere Bücher gilt) es ist schon lange die Bemerkung gemacht worden, „daß man wohl keine Reisebeschreibung ohne Fehler und keinen Reisenden ohne alles Vorurtheil finden werde". Eine Reisebeschreibung ergänzt die andere, verbessert die andere.

Jeder hat seine eigene Art zu sehen und seine Ansichten auszusprechen. Jeder hat seine Liebe und seine Vorliebe. Eine und dieselbe Sache macht nach eines Jeden Individualität, einen ganz verschiedenen Eindruck; daher auch jede Reisebeschreibung ihren

eigenthümlichen Charakter und ihren eigenthümlichen Werth erhält. Alle Reisebeschreibungen sind, so zu sagen, nur Fragmente, weil die Beobachtungen und Betrachtungen der Reisenden nur fragmentarisch seyn können, indem jeder nur das bemerkt und bemerken kann, was gerade ihm nach seiner Individualität merkwürdig ist. Möge meine Schrift in der Reihe dieser Fragmente zum Nutzen, wenn auch nur eines Einzigen, gereichen: dann ist, was ich schrieb, nicht ganz vergebens geschrieben.

Der Verfasser.

Einleitung.

Bei meiner jetzigen, so wie bei meinen früheren Reisen war der Zweck, den ich zu erreichen mir vorsetzte, nie bloßer Zeitvertreib oder Befriedigung eitler Neugierde. Ich betrachtete das Reisen stets als Mittel zu meiner Ausbildung, zu meiner Vervollkommnung. Und in der That, das Reisen ist ein Theil der Erziehung; das Sprüchwort, welches die Isländer hatten: „Kinder, die blos zu Hause erzogen werden, sind dumm" ist ein sehr zu beachtendes Wort. Es ist für den Menschen überhaupt, und für den Mann insbesondere nothwendig, daß er sich Kenntniß verschafft des Raums, der ihm zu seinem Aufenthalte und zu seiner Thätigkeit angewiesen ist; daß er sich Kenntniß verschaffe der Menschen, die diesen Raum bewohnen und mit welchen er in Berührung steht oder leicht kommen kann. Dazu reichen Bücher und Kabinetsstudium nicht hin. Das Beispiel Kants darf Niemanden verführen, denn dieses ist einzig in seiner Art. Man muß wandern und zwar

so wandern, wie Homer von Odysseus erzählte, daß er gewandert ist, und

„Vieler Menschen Städte gesehn, und Sitte gelernt hat."

Auf Reisen kann man recht praktisch den weisen Rath jenes Alten in Ausübung bringen, in das Leben der Andern wie in einen Spiegel hineinzusehen und so sich und Andere kennen zu lernen. Menschenkenntniß führt zur Selbstkenntniß und Selbstkenntniß führt zur Menschenkenntniß: beide Arten von Kenntniß sind aber unentbehrlich zur richtigen Weise die Menschen zu behandeln und zur Erwerbung dieser richtigen Weise ist das Reisen die beste Schule. Man sieht hier die Menschen in den verschiedensten Lagen und Umständen, man kann hier die verschiedenen Verfassungen, unter welchen die Menschen leben, vergleichen, ihren Werth oder Unwerth, inwiefern von ihnen das Wohl oder Wehe der Menschen abhängt, beurtheilen; man lernt hier den Einfluß des Klimas auf die Menschen und auf das Leben derselben, man lernt den Einfluß der Lebensart der Menschen auf ihre Denkungsart (denn die Denkungsart ist das Andersein der Lebensart), auf die gehörige Weise würdigen. Der Mensch ist das, wozu seine Lage und seine Bedürfnisse ihn machen. Das Reisen ist gleichsam eine Experimentalgeographie und Experimentalanthropologie. Man darf aber nicht den bloßen trockenen

Utilitarier spielen wollen, sondern was vom Leben überhaupt gilt, das gilt auch von den Reisen: Vergnügen muß mit nützlicher Thätigkeit gepaart seyn.

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

Ohne Vergnügen wäre das Leben ein langweiliges Jammerthal, ohne nützliche Thätigkeit ein zweckloses, unbefriedigendes Daseyn. Es giebt aber in der That nichts anregenderes, belebenderes, nichts was mehr fähig wäre, die stockenden Säfte des psychischen und physischen Lebens wieder in Fluß zu bringen als das Reisen. Gewiß wird jeder, welcher gereist ist, mit dem übereinstimmen, was Rousseau von seinen Fußreisen (confessions I. 217.) gesagt hat: „Jamais ne n'ai tant pensé, tant existé, tant vécu, tant été moi, si j'ose ainsi dire, que dans les voyages que j'ai faits seul et à pied. La vue de la campagne, la succession des aspects agréables, le grand air, le grand appétit, la bonne santé que je gagne en marchant, la liberté du cabaret, l'éloignement de tout ce qui me rappelle à ma situation, tout cela dégage mon âme, me donne une plus grand audace de penser."

Freilich gehört aber zum Reisen ein gewisses savoir vivre und savoir faire, oder es muß wenigstens im Keime in Einem liegen, sonst bleibt man besser zu Hause. Denn ein Zauberer oder Hexenmeister ist das Reisen eben nicht.

Was übrigens ehedem nur das Sondergut einzelner Wenigen war, fremde Länder bereisen zu können, ist heutzutage das Gemeingut fast Aller geworden. Für leichtes, bequemes, schnelles, wohlfeiles Reisen ist unendlich viel geschehen.

Die Menschheit ist sich so zu sagen näher gerückt und nähert sich von Tag zu Tag immer mehr und mehr. Zeit und Raum entfernt die Menschen kaum noch von einander. Die Menschheit ist auf dem Punkte wieder Eins zu werden. Je mehr aber die Menschen durch gegenseitige Annäherung unter sich bekannt werden und in Verbindung kommen, um so mehr ist das Bedürfniß einer allgemein verständlichen und verstandenen Sprache ein nothwendiges, unabweisliches. In der Folge der Zeit, und wir sind auf dem Wege dahin schon eine ziemliche Strecke vorgeschritten, wird Eine Sprache (sey es welche es wolle) das Mittel werden, wodurch sich die Menschheit unter sich verständigt; sie wird das Band seyn, welches sie zusammen hält. Diese Einheit einer allgemeinen Sprache der Menschheit ist auch sehr gut vereinbar mit dem Fortbestehen der Mannigfaltigkeit der übrigen Nationalsprachen. Wir haben ein Vorbild vor uns aus jener Zeit, die jetzt wieder nach und nach zu Ehren kommt, aus dem Mittelalter. So wie damals die lateinische Sprache das allgemeine Mittel war, wodurch Europa's Nationen unter sich communicirten, ohne die Nationalsprachen

zu verdrängen, so wie vielmehr eine jede in ihrer Eigenthümlichkeit sich neben und trotz dieser allgemeinen Sprache entwickelte und bildete und vervollkommnete, so wird es auch seyn, wenn später eine allgemeine Weltsprache (wie ja auch Göthe von einer Weltliteratur spricht) der allgemeinen Verbindung der Menschen das Siegel aufgedrückt haben wird. Was man auch sagen mag, wir leben in einer großen Zeit, in einer merkwürdigen Gestaltung der Dinge. „Der Schulmeister geht herum" sagte Lord Brougham, er macht die Reise um und durch die Welt und durch den „Schulmeister" allein wird Friede kommen unter die Menschen *). Durch die Eisenbahnen, durch die Dampfschiffe, durch die Dampfwagen wird dem „Schulmeister" und somit auch.... dem allgemeinen und, so viel möglich, dem ewigen Frieden der Weg gebahnt. Es ist erstaunlich, wenn man liest, wie überall eine vielthätige Geschäftigkeit rege ist um Raum und Zeit, welche die Menschen trennen, verschwinden zu machen, wie man weder Geld noch Mühe spart, dieses Ziel zu erreichen. Möchten nur unsere Regierungen, engherzige Bedenklichkeiten beseitigend, das Beispiel der nordamerikanischen Städte

*) Aber die Worte O'Connells, welche er zu Glasgow im September dieses Jahrs sprach, und welche ich hier zu den meinigen mache, dürften hiebei nicht vergessen werden: „par la propagation des lumières j'entends l'harmonie du savoir et des sentimens religieux; les hommes, selon moi, ne sont heureux qu'autant qu'ils sont religieux."

und Staaten befolgen, welche in dieser Beziehung als Muster gelten können. So lasen wir vor kurzem in einer bekannten Zeitschrift *), daß Baltimore, welche nur eine Stadt dritten Ranges ist, indem Neu-York den ersten, Philadelphia den zweiten Platz einnimmt, aus eigenen Kräften eine Eisenbahn von 300 englischen Meilen, zum Theil durch sehr rauhe, unwegsame Gegenden zu führen unternommen hat. Sie soll von Cheasapeakebay bis zum Ohio sich erstrecken; in 2 Jahren hofft man diese lange Eisenbahn zu vollenden, auf welcher man dann in Einem Tage nach dem fernen Ohio für wenige Thaler wird reisen können.

Auch wollen wir hier eine neue Art von Omnibus nicht unerwähnt lassen, nämlich Wasser-Omnibus, welche bestimmt sind die Reise um die Welt zu machen. Die Zeitungen **) enthielten nämlich die Ankündigung es werde von Liverpool alle 6 Wochen ein Schiff abgehen, um die Reise um die Welt zu machen, wovon jeder, der Lust zu einer solchen Weltpromenade hat, gegen Bezahlung von 150 Pfund Sterling Theil nehmen kann. Ob aus dieser Ankündigung eine Wahrheit geworden ist, habe ich bis jetzt nicht in Erfahrung bringen können. Immerhin ist aber selbst nur

*) G. G. A. vom Junius 1835 S. 888...890.

**) vgl. Gazette de France vom 20. Nov. 1834.

die Idee zu einem solchen Unternehmen ein interessantes Zeichen der Zeit.

Bei uns werden hauptsächlich drei Länder besucht, die Schweiz, Italien und Frankreich. Und in der That; diese drei Länder können in itinerairer Hinsicht als Musterländer, als Typen, betrachtet werden. Wer die Natur in ihrer vollen Erhabenheit und imposanten Größe, wer die Natur in ihrer jugendlichen Schönheit und ihrem üppigen Reichthum, wer das gesellschaftliche Leben in seiner hohen Verfeinerung und schönen Blüthe sehen will, der muß die Schweiz, Italien und Frankreich besuchen. Es ist schon lange, daß ich den Wunsch hegte, einmal diese Länder bereisen zu können. In diesem Jahre war es mir erlaubt, meinen Wunsch zu verwirklichen. Ich wählte zu meiner Reise die Zeit des Sommers, unter vielen andern Ursachen besonders auch deßwegen, weil ich bei meinen Reisen es vorziehe, lange Tage und kurze Nächte zu haben. Freilich ist die Hitze unbequem. Allein Alles Reisen zu jeder Jahreszeit hat seine eigenen Unbequemlichkeiten, und der Bequeme thut am besten, wenn er zu Hause bleibt.

I.

Reise durch das südliche Frankreich.

An einem schönen Morgen in der Mitte des Monats Juni trat ich meine Reise an und fuhr mit dem Eilwagen von Mannheim nach Karlsruhe. Der Weg, welcher nach letzterer Stadt führt, zieht sich, sobald man einmal des freundlichen Mannheims freundliche Umgegend aus den Augen verloren hat, monoton und ohne alle Anmuth fort. Man ist daher recht froh bald in Karlsruhe anzukommen, noch froher aber, wenn man bald wieder aus dieser Stadt fortkommt, denn Karlsruhe ist wirklich ein ziemlich langweiliger Ort in einer langweiligen Gegend. Der Eilwagen hielt glücklicher Weise nur eine Stunde an, um alsdann noch an demselben Tag nach Straßburg zu eilen. Zur festgesetzten Zeit nahm ich einen Platz in dem Wagen ein und fand darin eine angenehme Gesellschaft, ein unschätzbares Ding (eine gute Gesellschaft ist ja die halbe Reise), besonders

auf einer Landstraße, dergleichen die von Karlsruhe bis Rastatt ist, wo man nichts vor Augen hat als Sandfelder und unansehnliche Waldung. Von Rastatt an wird der Weg interessanter. Linker Hand ziehen sich die Gebirge Badens Badens hin, aus dichter Waldung winkt die Ebersteinburg mit ihren alten Mauern herüber, die Ruinen des alten Schlosses von Baden Baden werden sichtbar, das Bächlein Oos, welches in die Murg sich ergießt, fließt munter dahin; rechter Hand sind reiche Fruchtfelder in der weiten bis zum Rhein sich erstreckenden Ebene. Je mehr nach und nach die Gebirge zurückweichen und der Weg mehr rechtshin sich wendet; um so mehr verliert zwar die Gegend an poetischem Interesse, allein der fleißige Anbau des Landes, die Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens, die hübschen Ortschaften, unter welchen Stollhofen und Bischoffsheim sich auszeichnen, lassen Auge und Gemüth nicht unbefriedigt. In Kehl angelangt mußte ich eine Stunde warten, bis der französische Wagen kam, mit welchem ich sodann das Badische Gebiet verlassend, über den Rhein fuhr und Frankreichs Boden betrat, wo mir alsbald die dreifarbige Fahne mit schmutzigen Farben entgegenwehte. Bevor man an die Thore Straßburgs kommt, wird man visitirt. Die französische Douane ist als äußerst streng überall verschrieen, allein ich fand sie sehr gelinde und

mild. Es ist freilich mit der Douane wie mit allen übrigen polizeilichen und politischen Anstalten, ja wie mit den Gesetzen überhaupt; alle sind gewissermaßen elastisch, sie dehnen sich aus oder ziehen sich zusammen, je nachdem die Menschen sind, welche diese Anstalten und Gesetze handhaben.

Noch vor Nacht kam ich in Straßburg an und stieg im Gasthofe zur Blume ab; welcher, obgleich keiner der ersten, doch einer jener Gasthöfe ist, wo man gut und billig behandelt wird.

Straßburg ist eine Stadt, in welcher man einige Tage mit Vergnügen verweilen wird. Sie hat eine angenehme Lage in einer großen, fruchtbaren, reich angebauten Ebene. Der Fluß Ill, mit welchem der Breusch sich vereinigt, im Juva entspringend und von Kolmar an schiffbar, durchschneidet die Stadt und ergießt sich in den Rhein. Sehr gewerbsam und betriebsam hat Straßburg einen nicht unbedeutenden Handel. Die schönsten Theile der Stadt sind die Straße längs dem Ill hin, und die Straße welche vom „hohen Steeg" bis zum Theater führt. Die letztere ist die lebhafteste und am meisten besuchte.

An schönen Gebäuden ist Straßburg eben nicht reich, doch zeichnen sich das palais royal, das Rathhaus und das Theater aus. Auch die Kaufhallen verdienen besucht zu werden, theils der Menge und Mannigfaltigkeit der Waaren wegen, welche daselbst

feilgehalten werden, theils der Menge der Menschen wegen, die als Kauflustige oder Schaulustige den ganzen Tag dort stets auf- und abwogen. Das Sehenswürdigste aber, was Straßburg enthält, und was allein schon der Mühe einer Reise werth seyn möchte, ist das Münster, „dieser erhabene Gedanke in Stein, Jedem auf den ersten Blick verständlich." Imposant und ehrfurchtgebietend ist das Aeußere und diesem entsprechend das Innere. Alles an und in ihm ist darauf berechnet, eine religiöse Stimmung in dem Menschen zu erwecken und zu erhalten. Selbst das Fragmentarische des Münsters ist sehr dazu geeignet, diese Stimmung noch zu steigern. Schlegel macht die Bemerkung, die gothische Baukunst sey ein Fragment geblieben. Und in der That, es ist auffallend, daß an den meisten gothischen Kirchen nur ein Thurm vollendet ist, indeß der andere unvollendet, schon seit Jahrhunderten, dasteht, und uns lebhaft daran erinnert, wie doch alles Können gleich Wissen hienieden nur Stückwerk ist. Das Ideal, das Urbild des Schönen, wenn man es verwirklichen will, wird immer nur Fragment seyn. Der Reichthum der äußeren Verzierungen an dem Münster, die unendliche fast unüberseh bare Menge von Figuren, womit es bis zur äußersten Thurmspitze gleichsam bedeckt ist, erregt mit Recht unser Erstaunen über den Fleiß und die Ausdauer der bei dem

Bau thätig geweſenen Künſtler. Freilich ſind auch Gebäude, wie das Münſter, nicht, wie unſere neuen Gebäude, in aller Schnelligkeit aufgeführt wörden, ſie ſind nicht das Werk von Jahren, ſondern von Jahrhunderten, ſie ſind nicht wie unſere Bauten ein ἀγωνίσμα εἰς παραχρῆμα, ſondern ein κτῆμα ἐς ἀεί. Aus dem Charakter der Bauten erkennt man den Charakter der Zeiten, denn wie die Menſchen denken, ſo bauen ſie. Es iſt ein großer Streit, ob die Neuzeit noch fähig ſey zu ſolchen Bauwerken. Dieſer Streit iſt ein ärgerlicher Streit. Niemand wird daran zweifeln, daß wir ähnliche Bauwerke nachahmend aufführen könnten (in München that man es wirklich). Die Frage kann allein dieſe ſeyn: ob wir zu ſo großartigen kühnen Entwürfen, dergleichen die alten Baukünſtler machten, fähig ſind, und dieſe Frage muß verneint werden. Wir haben zwar auch dieſelbe techniſche Vollkommenheit, aber uns fehlt jene hohe Begeiſterung, jener religiöſe Enthuſiasmus, welcher jene Heroen der Baukunſt beſeelte, welcher in ihnen ſolche Ideen und Ideale hervorrief, deren verſuchte Verwirklichung wir vor uns ſehen. Wenn die Kunſt bloß Nachahmung der Kunſt wird, dann wird die Kunſt zur Künſtelei. Die wahre Kunſt beſteht darin, daß der Künſtler zugleich Schöpfer iſt, und daß aus ſeinen Schöpfungen eine edle, erhabene Idee hervorleuchtet. Geſtehen wir es nur, unſere Kunſt iſt

bloße armſeelige Bettelei von dem Reichthum derer, die vor uns waren. Wir ſehen an unſeren neuen Bauten nichts wahrhaft Großartiges mehr, wir ſehen nichts weiter als nur „angenehme aber bedeutungsloſe Symmetrie.“ Mit der Religion ſchwindet auch die ächte große Kunſt dahin, nur mit jener kann auch dieſe wieder aufleben.

Tritt man in das Innere des Münſters, ſo fühlt man ſich innerlich ergriffen von der einfachen Würde und hohen Majeſtät dieſer irrdiſchen Reſidenz Gottes. Die hohen gewölbten Bogengänge, die doppelte Reihe der mächtigen Säulen, die Form des Kreuzes, welche das Innere der Kirche bildet, der ganz einfache, und durch ſeine Einfachheit großartige Hochaltar machen einen tiefen Eindruck, auf jedes für höhere Gefühle empfängliche Gemüth. Von außerordentlicher Wirkung iſt insbeſondere das feierliche Halbdunkel, welches uns bei dem Eintreten in das Münſter umfängt. Die Idee des Geheimnißvollen, des Unbegreiflichen des göttlichen Weſens wird dadurch in uns erweckt. Alles Göttliche iſt für uns etwas Myſteriöſes. Alle Religion iſt in ihrem innern Grunde ein Geheimniß und beruht auf Geheimniß. Alle Religion iſt weſentlich myſtiſch, wie alle Liebe überhaupt, und Religion iſt die höchſte Liebe. Die Glasmalereien, die wir in dem Münſter, wie in allen gothiſchen Kirchen überhaupt, finden, verdienen nicht nur als herrliche Denkmäler einer

immer noch nicht wieder erreichten Kunst unsere volle Bewunderung, sondern sie dienen hauptsächlich dazu (und das ist ihre Hauptbestimmung), die religiöse Stimmung, von der wir in der Kirche erfüllt seyn sollen, fortdauernd zu beleben.

Wohin nur immer das Auge sich wendet, überall werden wir erinnert wo wir sind, nichts zerstreut uns, von allen Seiten werden wir hingewiesen auf Gegenstände, welche der religiösen Erbauung förderlich sind. Die Glasmalereien enthalten nämlich meistentheils Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente, sie sind eine Art lebendiger Schrift, eine Art lebendigen Religionsunterrichts, sie sind eine Art christlicher Hieroglyphen. Das Münster ist in seinem Innern 355 Fuß lang, 132 Fuß breit, 71 Fuß hoch. Unfern der berühmten, aus dem 16ten Jahrhundert herstammenden Uhr, welche rechts vom Hauptaltar sich befindet (deren Uhrwerk verletzt ist, und zu dessen Herstellung man nicht einmal die dafür erforderlichen 30,000 Franken aufwenden will), sieht man links, etwas erhöht, an der Wand in einer kleinen Gallerie den Baumeister des Münsters abgebildet, welcher hier in diesem Winkel gleichsam demüthig sein Werk betrachtet und in dem Unendlichen seines Werks sich verliert. Die beiden Thürme des Münsters sollten nach der ursprünglichen Bestimmung jeder 594 Fuß hoch werden. Allein der ausgebaute Thurm hat nur

490 Fuß und die Plattform hat 388 Fuß. Von der letzteren aus hat man die herrlichste Aussicht über das Elsaß; die Natur in ihrem ganzen Reichthum, in ihrem vollen Schmuck, der ganze Fleiß der Menschen liegt ausgebreitet vor Einem da. Gebaut wurde an dem Münster 260 Jahre, von 1015 — 1275, die beiden Thürme kamen jedoch erst im Jahre 1365 zu ihrer jetzigen Vollendung. Das älteste Haus in Straßburg befindet sich links vom Münster, es ist vom Jahre 1307.

Unter den Promenaden vor der Stadt ist die am meisten besuchte der sogenannte „contard.“ Zwei große lang hin sich ausdehnende Alleen von schönen Kastanienbäumen, in deren Mitte ein breiter Fahrweg ist, zu deren Seiten eine Menge, theils öffentlicher, theils Privat-Gärten sich befindet, machen diesen Spaziergang angenehm.

Um bald in Kolmar anzukommen und weil der Weg von Straßburg bis dahin minder interessant ist, fuhr ich mit dem Eilwagen, welcher Abends 10 Uhr von Straßburg abgeht, weiter. Das Reisen mit dem Eilwagen hat das Angenehme, bei seinen vielen Unannehmlichkeiten, daß man oft mit interessanten Menschen zusammentrifft, und dadurch Stoff zu vielen Bemerkungen, Anregung zu vielen Gedanken erhält. Auch das Denken hängt, wie alles in dieser Welt, von der Gelegenheit ab. Die Gele-

genheit macht uns Menſchen zu dem, was wir ſind und wie wir ſind. Unter der Geſellſchaft, die im Wagen war, befand ſich ein Neger vom Senegal, welcher vor 10 Jahren ſich taufen ließ und dermalen in Dienſten eines franzöſiſchen Grafen ſteht. Seine äußere Geſtalt, die ſchwarze Farbe, das grelle Weiß ſeiner Augen, die abgeſtumpfte Naſe, die dicken aufgeworfenen Lippen, die ſammetweiche Haut, die in derſelben erſichtlichen Tattovirungen verriethen den Sohn Afrikas; dagegen ließ ſeine innere Bildung den Zögling Europas erkennen. Er ſprach die franzöſiſche Sprache ſehr geläufig mit einer unglaublichen Volubilität der Zunge und nahm lebhaften Antheil an der Unterhaltung. Jean Paul ſagt irgendwo: „eine neue Lage iſt eine Frühlingskur," dieſe Kur hat an dieſem Neger ſich bewährt. Es iſt noch nicht gar lange, daß man die Schwarzen kaum für halbe Menſchen hielt, daß man ſie zu der Klaſſe jener Menſchen zählte, von welchen Ariſtoteles ſagt, daß ſie zur Sklaverei geboren ſeyen. Und thut man dies nicht noch jetzt in den ſüdlichen Staaten der nordamerikaniſchen Föderativrepublik? Es iſt wirklich empörend zu hören und zu leſen, wie in dieſen Staaten, wo man uns glauben machen will, daß das Eldorado der Freiheit allein zu finden ſey, die Neger mißhandelt werden, wie dort in ihnen alle Entwickelung der in ſie gelegten menſchlichen Anla-

gen niedergehalten wird. Das Verbrechen, welches Feuerbach bei Gelegenheit des Kaspar Hauser als ein neues in die Gesetzbücher aufgenommen wissen wollte, das Verbrechen der Vergewaltigung an dem Geiste des Menschen, wird dort ungestraft und ungescheut ausgeübt. Möchte doch dieser Zustand bald aufhören und jener Negerstaat immer mehr gedeihen, welcher zeigt, daß trotz der Macht des Klimas auf die Menschen, auf die Art ihres Seyns, ihres Lebens und Denkens, der Mensch es dennoch vermag, fast auf dieselbe Weise überall seine Kräfte zu bilden: ich meine die Negerkolonie Liberia in Afrika, die aus emanzipirten Negersklaven besteht; sie ist die schönste Philanthropine der neuern Zeit, sie ist eine anthropologisch sehr merkwürdige Thatsache.

Des Morgens bei guter Zeit kam ich in Kolmar an. Kolmar ist eine alte Stadt, mit engen, schmutzigen Straßen und ohne ansehnliche Gebäude. Schön ist aber die Umgebung der Stadt, und die Lage der Stadt söhnt gewissermaßen mit ihr wieder aus. Sehr anmuthig ist der Weg, welcher von Kolmar nach Belfort führt. Man kann die Landstraße gleichsam eine Bergstraße nennen, denn stets fährt man zur Rechten an den Vogesen hin, die meistens mit Reben angebaut oder dichten Waldungen besetzt sind. Häufig sieht man noch die Trümmer alter Ritterburgen, deren verfallene Mauern, einst

die Sitze aller Pracht und Herrlichkeit, dem idylli-schen Charakter der Gegend einen elegiſchen Ton ge-ben. Bald in der Mitte der Berge, bald am Fuße derſelben ſind freundliche Ortſchaften oder einzelne Höfe und Weiler gelegen, deren nicht kleine Anzahl von den Wohlhabenheit des Landes zeugt. Die Menge der Ortſchaften in einem Lande und ſomit die Größe der Population iſt das Zeichen eines reichen Landes und einer guten Regierung. Die Vermehrung der Population ſoll nicht der Zweck des Staates ſeyn, ſie läßt ſich auch nicht erzwingen und erkünſteln, ſie macht ſich aber von ſelbſt da, wo der Boden ergie-big, wo das Eigenthum ſicher und heilig iſt (das Eigenthum iſt ein Heiligthum), wo das Eigenthum theilbar iſt, wo Ruhe und Friede herrſcht, wo die Regierung ſich nicht in Alles mengt. So oft ein Land fiel, iſt es durch die gefallen, deren Pflicht es war, ſeinen Verfall zu verhüten. Zur Linken hat man eine große weite Fläche, deren äußerſt frucht-baren Gefilde mit Getreide, vorzüglich mit Weizen und mit Weinſtöcken angebaut ſind. Die Dörfer, durch welche man kommt, Hatſtadt, Iſenheim, Cernay, Aspach, la Chapelle, ſind durchge-hends wohlhabend. Der Charakter der Bewohner des Elſaſſes iſt immer noch, wie auch ihre Sprache, teutſch, wenn man ſchon, wie das ganz natürlich iſt, den Einfluß des Franzöſiſchen nicht verkennen kann.

Die Sprache eines Volks ist der Rester seines Charakters, so lange ein Volk seine Sprache behält, so lange bewahrt es auch seine Eigenthümlichkeit, ihm bleibt (um einen modischen Ausdruck zu gebrauchen) seine Volksthümlichkeit. Dies wird man recht gewahr, wenn man nach **Belfort** gelangt. Denn von nun an wird die französische Sprache immer mehr und mehr die ausschließliche Sprache und der Charakter des Volks in allen seinen Aeußerungen wird immer mehr französisch. **Belfort** oder auch **Befort** ist eine ziemlich starke Festung, an deren größeren Befestigung immer noch gearbeitet wird. Von der Vorstadt zur Stadt führt eine kleine Allee. Die Stadt an sich ist weder groß, noch, den Anfang ausgenommen, schön. Den Anfang der Stadt, (eine joyeuse entrée), sobald man durch das Thor gekommen ist, bildet ein ansehnlicher freier, etwas ovaler Platz, an dessen Ende eine im gothischen Style erbaute Kirche steht, zu welcher eine Estrade von mehreren Stufen emporführt; zu den beiden Seiten des Platzes, rechts und links, stehen als Einfassung ansehnliche, fast alle in gleicher Höhe erbaute Häuser. Hat man dies gesehen, so hat man Alles gesehen, was in der Stadt sehenswerth ist. Von **Belfort** über **Tavey** nach **Isle sur Doubs** ist der Weg einförmig, hügelig, aber doch nicht unangenehm, weil Waldung mit Fruchtfeldern abwechselnd der Einför-

migkeit doch in etwas abhilft. Von **Isle sur Doubs**, einem schön gelegenen lebhaften Städtchen, besonders aber von **Clerval** an gewinnt der Weg ein romantisches Ansehen. Man passirt den Fluß **Doubs**, sieht den Canal, welcher die Rhone mit dem Rhein verbindet, und kommt später in das schöne Thal, durch welches der **Doubs** sich hinschlängelt. Diese Gegend hat Aehnlichkeit mit der Gegend von Heidelberg nach Neckargemünd, nur daß jene etwas wilder ist (alle Aehnlichkeit ist zugleich eine Unähnlichkeit, sonst wäre es keine Aehnlichkeit). Rechts sind schroffe, meist nackte Felsen, an denen der Weg unmittelbar vorbeizieht, links fließt der **Doubs**, jenseits welchem wieder steile Felsen sich erheben. Bis **Beaume les Dames** behält der Weg diesen wild romantischen Charakter. Von nun an wird der Weg milder und freundlicher und man gelangt, immer den **Doubs** zur Seite behaltend, nach **Besançon.**

Besançon ist eine Stadt, welche mir äußerst wohl gefiel. Sie hat eine sehr schöne Lage an dem **Doubs**, welcher die Stadt in zwei ungleiche Theile theilt, und am Fuße eines Theils des Jura. Sie ist sehr fest und wird von 3 Citadellen beherrscht. Die Häuser der Stadt sind beinahe durchgehends von Quadersteinen erbaut, welches, zumal da die Häuser in der Regel alle nicht weniger als 3 oder 4 Stockwerke und überdies außerordentlich hohe Schornsteine

haben (eine Eigenheit faſt aller Städte in Frankreich), der Stadt ein grandioſes Anſehen giebt. **Besançon** iſt ein nicht unanſehnlicher Handelsplatz und faſt ohne Ausnahme ſind die untern Stockwerke der Hauptſtraße Waarenläden. Ueberhaupt iſt in den meiſten Städten Frankreichs, welche ich beſucht habe, eine unendliche Betriebſamkeit, ein außerordentlich thätiges Leben. Ueberall ſpricht ſich der franzöſiſche Volkscharakter aus, die leichte Munterkeit, die rege Lebendigkeit, die gefällige Leichtigkeit in Reden und Thun. Die Franzoſen ſind das gefälligſte und geſelligſte und angenehmſte Volk der Erde, und Göthe hat Unrecht, wenn er in ſeinem Fauſt ſagt: wohl möge er den Franzwein leiden, aber nicht den Franzmann. Göthe hat den Franzmann nicht recht kennen lernen. Das iſt freilich wahr, die Franzoſen haben ihre Fehler; aber welche Nation hat deren nicht? Wenn nur diejenige Nation, nur dasjenige Individuum, liebenswürdig oder leidlich iſt, welches keinen Fehler hat, dann iſt keine Nation, kein Individuum, weder liebenswürdig noch leidlich. **Besançon**, in ſeinen früheſten Zeiten unter den Galliern ein Sitz der Druiden, wurde für die Römer ein ſeiner Lage wegen ſehr wichtiger Platz. Sein Name war **Vesontium** und ſeine Bedeutenheit trat zum erſtenmal recht hervor in dem Kriege zwiſchen Cäſar und Arioviſt. Seine höchſte Blüthe erreichte es unter dem Kaiſer Aure-

lian, der daselbst gerne verweilte, dem zu Ehren ein Triumphbogen errichtet wurde, dessen Trümmer noch erhalten sind. Später litt **Besançon** viel unter Attila's Geißel und unter den verheerenden Zügen der Völkerwanderung. Mehrmals zerstört, stand es jedoch jedesmal wieder gleich einem Phönix aus seiner Asche auf. Es giebt Orte, welche gleichsam von der Natur zu Städten ausersehen sind, wo die Menschen, von einem gewissen Instinkt geleitet, sich anbauen und immer wieder anbauen, wenn auch noch so oft ihre Arbeit und ihr Fleiß verwüstet werden. **Naturam expellas furca, tamen usque redibit.** Zu diesen Orten gehört **Besançon.** Wie unter den Galliern und unter den Römern die natürliche Wichtigkeit des Platzes sich geltend machte, so auch unter den Germanen. **Besançon** erhob sich zur freien Reichsstadt und blieb es, bis es Ludwig XIV. im Jahre 1674 einfiel, die Stadt für sich zu nehmen, wie es ihm schon früher eingefallen war, Straßburg an sich zu reißen.

Von **Besançon** bis **Dôle** ist der Weg nicht sehr mannigfaltig. Der fleißige Anbau des Landes, die reichen Fruchtfelder und die vielen Ortschaften, durch welche man kommt, sind Beweise des Wohlstandes. Man wird auch von Bettlern nur wenig geplagt. **Dôle** ist eine von jenen kleinen Städten Frankreichs, dergleichen man in Teutschland nur wenige sieht.

Ehe man in die Stadt kommt, ist links eine herrliche Promenade, von welcher man, weil sie hoch gelegen ist, die anmuthige Umgegend von Dôle ganz beherrscht. Die Stadt selbst hat sehr schöne Straßen, schön gebaute Häuser und eine ungemeine Gewerbsamkeit und rührige Thätigkeit. Die Kirche verdient besucht zu werden, ihres Alters und ihrer Bauart wegen. In der Nähe der Kirche sind die Kaufhallen, welche jedoch nicht glänzend sind. Ueberall finden wir von den ältesten Zeiten an bis zur neueren Zeit, daß der Handel unter dem Schutze der Religion stand, und unter ihr gedieh und sich entwickelte. Daher sind in allen alten Städten um die Kirchen herum zugleich die Märkte und die Handelsbuden, daher noch der Name Messe, daher erklärt sich, daß jede Zunft, jede Innung ihren Schutzheiligen hatte, daher die Erscheinung, daß alle großen Handelsstädte an dem mittelländischen Meere eine ganz besondere Verehrung für die Mutter unseres Heilandes haben. Dôle war in früheren Zeiten auch eine politisch nicht unbedeutende Stadt, so lange Burgund seine eigenen Herzoge hatte. Allein mit der politischen Bedeutsamkeit einer Stadt verhält es sich wie mit der Politik selbst, sie wechselt, sie ist unbeständig.

So wie man Dôle verläßt, fangen die Weinberge an; die Natur wird reicher, sie wird milder, man sieht es, man fühlt es, daß man nun dem südlichen

Frankreich ſich nähert. Mannigfaltigkeit iſt das Erforderniß aller Schönheit. Einerleiheit kann nicht ſchön ſeyn. Die Einerleiheit iſt todt und tödtet, und das Schöne iſt mit dem Todten und Tödtenden unverträglich. Der Weg von **Dôle** nach **Dijon** iſt aber eine ſtete Abwechslung von Weinbergen und Fruchtfeldern und Villa's und anmuthigen Ortſchaften. Die Stadt und Feſtung **Auxonne**; 4 Stunden von **Dôle** entfernt, verdient noch beſonders bemerkt zu werden, ſie hat mit **Beſançon** eine nicht geringe Aehnlichkeit, ſie iſt ſo zu ſagen ein **Beſançon** im Kleinen. Je mehr man **Dijon** näher kommt, deſto freundlicher und lachender wird die Gegend, deſto mannigfaltiger wird der Anblick, den die Stadt und der an ihr vorüberfließende Strom und das bis zum Gipfel mit Reben bepflanzte Gebirge und das mit Getreide angebaute Land gewähren. **Dijon** iſt eine der freundlichſten Städte Frankreichs, freundlich ſeiner Lage und ſeiner Umgegend wegen, freundlich ſeines Inneren wegen. **Dijon** liegt an dem raſch dahin eilenden **Onche**, hat zur Linken eine ſehr weit ſich ausdehnende Ebene, deren Fruchtbarkeit ausgezeichnet iſt, und zur Rechten die Bergkette, welche, weil ſie den Anwohnern wegen ihres außerordentlichen Reichthums an vortrefflichen Wein eine Goldgrube iſt, mit Recht **Côte-d'Or** heißt. Die Stadt iſt zwar nicht im großen, aber in einem gefälligen Style gebaut. Die

Häuser sind meistentheils nicht sehr hoch. Unter den Kirchen verdienen besonders die Kirche St. Jean, St. Michel und die Kirche Notre Dame besucht zu werden. Von den öffentlichen Plätzen ist la place royale der schönste. Der Platz bildet einen großen Halbkreis, welchen schön gebaute Häuser umschließen, an dessen vorderer Seite der palais des états sich befindet, welcher nun zum Museum dient. Unfern von diesem Pallast, nach der linken Seite hin, ist das neue Theater erbaut, ganz in dem Style, den man jetzt überall bei Theatern anwendet. Wenn man gegenwärtig Dijon sieht, sollte man nicht glauben, daß diese Stadt früher eine Herrschaft über Europa ausgeübt hat, wie späterhin nur Madrid und jetzt Paris sie ausübt. Und doch war es so. Dijon war unter seinem Herzog, Karl dem Kühnen, tonangebende Stadt in Sachen der Mode. Kein Hof in Europa war reicher, glänzender, prachtvoller und luxuriöser als der Hof Karls des Kühnen. Der feinste Geschmack, die zierlichste Bildung, die Blüthe ritterlicher Galanterie, die ausgesuchtesten Arten geselliger Freuden und Vergnügungen, die größte Eleganz und der prunkvollste Aufwand in Kleidung herrschten an diesem Hofe und wurden von den übrigen europäischen Höfen nachgeahmt. Der Hof zu Dijon war ein europäischer Musterhof. Nach dem unglücklichen Tode Karls des Kühnen (des mächtig

sten aller burgundischen Herzoge, der aber, weil er seine Macht für eine unüberwindliche Uebermacht hielt, zuletzt ohnmächtig wurde), wurde Madrid bald unter Kaiser Karl V. und König Philipp II. wie in politischer Hinsicht, so in Hinsicht des Geschmacks und guten Tons in Europa zur Richtschnur genommen, bis unter Ludwig XIV. die politische Präponderenz und die Herrschaft über Geschmack und guten Ton Frankreich anheimfiel und so Paris zur tonangebenden Stadt wurde, und zwar in solchem Grade, daß der Pariser Geschmack beinahe der allgemeine Weltgeschmack geworden ist.

Von Dijon nach Nuits fährt man immer an der côte-d'or hin, welche bis Beaune sich ausdehnt. Eine Allee von herrlichen Linden führt nach dem Dorfe la Baraque. Die Ortschaft Vougeot, welche man hierauf passirt, kennt man nur, weil nach ihr das berühmte clos de Vougeot benannt wird. In diesem clos, welches gegenwärtig dem Herrn Ouvrard (dem ältesten Sohne des unter Villèle berüchtigten Banquiers) um den Preis von 1 Million Franken gehört, wächst bekanntlich der beste Burgunder Wein. Zu den übrigen berühmten Weingeländen zwischen Dijon und Nuits gehören Chambertin, Richebourg, Romanée, Vosne, Malconsort, welches letztere, ganz in der Nähe von Nuits gelegen, man zwar wenig kennt, aber einen Wein liefert, welcher zu den

besten Burgunderweinen gezählt werden muß. Nuits an der côte-d'or gelegen und von dem Flüßchen Musin bespült, ist eine zwar kleine aber niedliche Stadt, wegen ihrem guten Wein und ihrem starken Weinhandel vortheilhaft bekannt. Ganz vorzüglich zeichnen sich mehrere der ersten Weinhandlungen daselbst durch Verfertigung der vins mousseux de Bourgogne aus, welche an Feinheit und brillantem Mussiren dem besten Champagner gleichstehen, und da ich das Glück hatte, in einer Familie aufgenommen zu seyn, welche zu den berühmtesten Weinhandlungen von Nuits gehört, konnte ich sowohl die ateliers als die Weinlager in Augenschein nehmen. Die Einwohner der Stadt sind sehr wohlhabend und sehr gebildet. Ich hatte einen Bruder daselbst, welcher mich auf meiner Reise von Nuits aus begleitete, und erhielt dadurch Gelegenheit, mit den angesehensten Familien dieser Stadt bekannt zu werden. Die Franzosen sind das umgänglichste Volk, welches man finden kann. Sie sind in geselliger Bildung und in richtigem feinen Takt in dem gesellschaftlichen Leben das Volk, welches alle andern Völker weit übertrifft, sie sind in dieser Beziehung ein wahres Mustervolk. Ihre zuvorkommende Höflichkeit, der ungenirte Ton, der in den Gesellschaften herrscht, das freundliche Benehmen gegen Fremde, ist ein beneidenswerther Vorzug der Franzosen. Der Umgang mit

den französischen Damen ist besonders anziehend. Schon in ihrer Physiognomie liegt etwas sehr Interessantes, eine gewisse Sanftheit und Zärte, eine feine Weiblichkeit, überhaupt etwas ausnehmend Einnehmendes. In der durch spirituelle Lebendigkeit und elegante Beweglichkeit und leichte Gewandtheit des Ausdrucks sich auszeichnenden Unterhaltung tritt alles das, was die Physiognomie verspricht, lebendig hervor. Gefällige Anmuth ist das Charakteristische der französischen Damen.

Der Weg von **Nuits** nach **Beaune** ist eine fortgesetzte Promenade durch die herrlichsten Weinfluren, von welchen **St. Georges** die vorzüglichste ist, und geht immer an den Bergen hin, welche meistens bis zur Hälfte mit Reben bepflanzt sind. Die reiche Natur hat die „Goldküste" mit der freundlichsten ihrer Gaben, der Gabe des herzerfreuenden Weins, im Ueberflusse beschenkt. Dem Kaiser Probus gebührt aber hier eine dankbare Erwähnung, denn ihm verdankt Burgund sowohl als der Rhein und die Mosel den Weinbau. Der Geograph Strabo schreibt von seiner Zeit (er lebte im 3ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung), daß in Gallien kein Wein wachse, als bis ungefähr in die Gegend von Lyon. (**Narbonnensis Gallia omnia fructuum genera, quae in Italia nascuntur, profert. Inde versus septentrionem et Cemmenum montes pro-**

gressus, solum omnium verum, oleo et fini demptis, ferax invenies. Sed et vitis ibi non facile uvas ad maturitatem producit. Strabo lib. IV.) Der Kaiser Domitian hatte in Gallien, wie in den übrigen Provinzen des römischen Reichs (worunter Italien natürlich nicht begriffen war, weil Italien keine Provinz ausmachte) den Weinbau verboten und durch ein besonderes Edikt die Ausrottung des Weinstocks geboten (ut in provinciis vineta succiderentur. Suetonius in Domitiano cap. 7). Ob dieses wahnsinnige Gebot und Verbot zur Ausführung kam, wissen wir nicht, daß aber seine Ausführung nicht unmöglich war, beweißt in der neueren Zeit das ähnliche wahnsinnige Verbot der Holländer in Betreff der Ausrottung der Muskatnußbäume. Kaiser Probus hingegen, einer der vortrefflichsten römischen Kaiser, welcher nicht nur der verfallenen Kriegszucht und vernachlässigten Vertheidigung des Reichs wieder aufhalf, sondern auch das Glück seiner Unterthanen und die Verbesserung ihres Zustandes sich angelegen seyn ließ, verwandte eine besondere Sorgfalt auf die Ausbreitung des Weinbaues, wo es nur irgend thunlich war. Die Früchte dieser kaiserlichen Sorgfalt genießen wir noch gegenwärtig.

Bei **Beaune** nimmt die côte-d'or ein Ende. **Beaune** ist eine sehr reinliche Stadt und ist ihrer Reinlichkeit wegen auch berühmt, denn große Rein-

lichkeit der Straßen iſt in den Städten Frankreichs etwas ſeltenes. Ehemals ſehr feſt, zeigt **Beaune** nur noch geringe Spuren ihrer früheren Befeſtigungswerke. Die Wälle, welche rings um die Stadt gehen, bilden nun einen der angenehmſten Spaziergänge; hohe alte Linden geben einen erquicklichen Schatten, und unter ihnen verweilt man gerne, um ſeine Augen an dem herrlichen Anblick zu weiden, den man von den Wällen herab auf die reizvolle Umgegend hat.

Von **Beaune** über **Chagny** (zwiſchen welchen Orten an der rechten Seite, welche hauptſächlich die Weinſeite iſt, der berühmte **Volnay** wächſt) nach **Châlons sur Saône** erweitert ſich allmählig der Weg. Die Bergkette weicht rechtshin immer mehr zurück und eine weite an Wein und Getreide fruchtbare Ebene führt bis **Châlons**. **Châlons** an der **Saône** iſt eine wohlgelegene, wohlgebaute und zu einem Handelsplatz gut geeignete Stadt mit ſchönen Häuſern und ſchönen Straßen, wenn nur nicht das Unglück der franzöſiſchen Städte, die Unſauberkeit der Straßen vorhanden wäre. Der intereſſanteſte Theil von **Châlons** iſt der Kai längs der **Saône**, wo man zugleich eine herrliche Ausſicht hat. Am beſten nimmt die Stadt ſich aus, wenn man ſie von der jenſeits der **Saône** gelegenen Vorſtadt **St. Laurent** aus, wohin eine ſteinerne Brücke von fünf großen

Bogen führt, betrachtet. In St. Laurent ist auch das gleichnamige große Hospital sehenswerth.

Von den öffentlichen Plätzen, deren Châlons mehrere hat, ist la place de Beaune der schönste und besuchteste. Eine Allee von hohen Bäumen, welche ihn umgiebt, bildet den Cours. In der Mitte desselben befindet sich eine große Fontaine; aus welcher sich auf einem viereckigen Piedestal die Statue des Neptuns erhebt. Das Theater ist sehr unansehnlich und unbedeutend, es lohnt sich kaum der Mühe hin und hinein zu gehen, wenn man nicht gerade ein Interesse daran findet, den französischen Charakter auch auf der Bühne kennen zu lernen. Es ist überhaupt eine eigene Erscheinung, daß in Frankreich nur die Hauptstadt und die erste Provinzialstadt, nur Paris und Lyon, gute Theater besitzen. Die Theater aller übrigen Provinzialstädte sind durchgehends von keinem Belange. Freilich haben die Franzosen nach dem Theater schon deshalb weniger Bedürfniß, weil sie in ihrem Leben genug selbst Theater spielen. Von den heutigen Franzosen gilt, was Cicero von den Griechen seiner Zeit sagt: „Natio comoeda est.“

Der Gasthof, in welchem ich logirte, das Hôtel du parc, war gut und löblich.

Um von Châlons nach Lyon zu gehen, nahm ich das Dampfschiff, welches im Sommer täglich um

3 Uhr des Morgens abgeht und des Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr in Lyon ankommt. Die Person bezahlt für einen Platz 5 Franken. Das Reisen auf dem Dampfschiffe hat außer dem Vortheil der Schnelligkeit noch den der Wohlfeilheit und Bequemlichkeit und das Angenehme, daß man die Reise stets in großer Gesellschaft macht.

Der ganze Weg bis Lyon ist sehr malerisch und eine wohlthuende Mannigfaltigkeit stets neuer, interessanter Naturscenen macht ihn kurzweilig. Das Interessante ist ja immer kurzweilig. Fährt man von Châlons ab, so hat man auf beiden Seiten der Saône eine große reich angebaute Ebene vor sich, welche in der Entfernung von einer Reihe mäßig sich erhebender Berge begränzt wird. Rechts sind üppige Weinberge, links lachende Saatfelder, dort herrscht Bacchus, hier Ceres. Dorf folgt auf Dorf und zur Verbindung der beiden Ufer dienen neu erbaute Kettenbrücken, deren es auf dem Weg bis Lyon eine große Menge giebt, so daß man fast auf alle 2 oder 3 Stunden eine Kettenbrücke zählen kann, was sehr zur Verschönerung des Wegs beiträgt. Die beiden Ufer sind mit ansehnlichen Städten geschmückt, unter welchen Tourens auf dem linken und Mâcon auf dem rechten Ufer der Saône bemerkenswerth sind. Besonders Mâcon, welches langgestreckt daliegt, imponirt durch seine schönen Gebäude und seine alten

Kirchen. Von Mâcon an nähern ſich immer mehr und mehr die Berge, deren obere Hälfte mit ſchöner Waldung bedeckt iſt, während die untere Hälfte Reben oder Waizen trägt. Häufiger werden nun auch die Villa's und Luſt-Schlöſſer; nur ſelten findet man hier Trümmer von mittelalterlichen Burgen. Die intereſſanteſte Stadt an den Ufern der Saône iſt Trevaux, die letzte, ehe man nach Lyon kommt. An dem Berge, an dem ſie hinaufgebaut iſt, gleichſam behängend, gewährt ſie das Bild einer alten gothiſchen Stadt, durch die alterthümliche Form ihrer Gebäude. Von Trevaux an wird die Gegend immer reicher und lachender. Auf beiden Seiten ziehen ſich nun die Berge ganz nahe an den Ufern hin. Sie bilden die Champagne von Lyon, und die verſchönernde Kraft der Kunſt zeigt hier recht klar, wie durch ſie die Natur erſt verherrlicht wird. Denn die wahre Kunſt iſt nichts als die Verherrlichung der Natur. Anmuthiger als dieſe ſtete Abwechſelung von anſehnlichen im gefälligſten Styl erbauten Villa's, von herrlichen Luſtwäldern, von ſchönen Gartenanlagen, bald im franzöſiſchen, bald im engliſchen Geſchmack, bald klaſſiſch, bald romantiſch, kann man ſich kaum etwas denken. Der Reiz der Anmuth wird noch erhöht durch die vielen Drehungen und Krümmungen, welche die Saône hier macht, durch die vielen kleinen Inſeln, die in der Saône ſich bilden, und welche

üppig von Natur und Kunst ausgestattet sind, und zwar ganz vorzüglich die Insel Barbe. In der That, dieses prachtvolle Naturgemälde ist bezaubernd. Wegen der häufigen Krümmungen der Saône sieht man Lyon erst kurz bevor man hinkommt. Sobald man aber seiner ansichtig wird, kann man sich des Gefühls des Erstaunens nicht erwehren. Denn imposant ist der Anblick. Mitten durch die Stadt sieht man die Saône fließen und längs dem Kai der Saône auf beiden Seiten Häuser von 5 — 6 Stockwerken, und hinter den Häusern mächtig hervorragende Felsenberge und auf diesen Bergen die Anfänge von den Vorstädten Lyons. Man fährt eine Strecke in die Stadt hinein bis an den Landungsplatz, von wo aus dann jeder Ankommende zu Fuß in den Gasthof geht. Ich wählte das Hôtel du parc, mit welchem ich alle Ursache hatte zufrieden zu seyn. Ueberhaupt ist für die Fremden in keinem Lande der Aufenthalt in den Gasthöfen bequemer und ungenirter als in Frankreich. Ist man einmal mit der Gastwirthin (denn nicht die Gastwirthe, sondern die Gastwirthinnen empfangen die Reisenden), über den Preis des Zimmers im Reinen, so ist man im übrigen ungebunden. Ob man im Gasthofe ißt oder nicht, darum kümmert sich Niemand, kein Kellner wird Einem lästig durch Kommen und Fragen, ob man zur Tafel gehen wolle. Will man aber in dem Gast-

hofe essen, dann hat man die Wahl, ob man nach der Charte (welche hier eine Wahrheit ist) oder an der Table d'hôte speißen will. Mit dem Frühstück hält man es am besten so, daß man in die Cafés geht, denn im Gasthofe ist das Frühstück schlechter und theurer. Auch mit den Trinkgeldern kommt man in der Regel viel besser mit den französischen als mit den teutschen Kellnern zurecht, indem die ersteren mit wenigem zufrieden und für dieses wenige sehr dankbar sind. Dies hängt freilich allerdings mit dem Umstande zusammen, daß unsere Kellner in Teutschland meistens angehende Wirthe sind, welche bei einem Gastwirth in die Schule gehen, und daher nicht als Diener betrachtet und behandelt werden wollen, während in Frankreich die Kellner nur gewöhnliche Diener sind, welche zu dieser Art von Diensten besonders dressirt sind, und den Dienst nicht als eine Vorschule, sondern als Mittel ihrer Subsistenz betrachten.

Lyon ist die schönste Stadt des südlichen Frankreichs, schön durch seine Lage, schön durch seine prachtvollen Gebäude und seine öffentlichen Plätze, interessant durch seine Manufakturen und Fabricken, seinen Handel und seine Gewerbsamkeit, anziehend durch den daselbst herrschenden Ton im geselligen Leben und die feine Eleganz des Benehmens seiner Einwohner. Lyon ist von Natur zu einer großen Stadt und zwar

hat man die langen breiten Kai's mit ihren hohen ansehnlichen Gebäuden, welche gegen Norden hin in schöner Unregelmäßigkeit sich terrassenartig, so daß eines über das andere hervorragt, erheben und bis zu der nordwestlich auf einer ziemlichen Anhöhe gelegenen Vorstadt Fourvière sich fortziehen.

An der rechten Seite der Saône ist das merkwürdigste und interessanteste Gebäude, die Cathedrale St. Jean. Sie wurde öfters zerstört und ist in ihrer jetzigen Gestalt in dem 11ten und 12ten Jahrhundert erbaut, also gerade in den Jahrhunderten, welche den Uebergang bilden von der älteren gothischen Baukunst zur neuern, daher das Ineinandergreifen der beiden Epochen der gothischen Baukunst an ihr sichtbar ist. Das große Portal, welches am spätesten fertig wurde (es erhielt seine Vollendung erst unter Ludwig XI.), ist ganz in dem neueren künstlichen Styl der gothischen Baukunst, welchen Schlegel den „eigentlichen teutschen" nennt, aufgeführt, während der übrige Theil der Kirche in dem byzantinisch gothischen Style gebaut ist. Alle unsere gothischen Kirchen erinnern an ihren Ursprung aus den Gräbern. Wie die Religion der Inder, wie die der Egypter, so hatte auch unsere Religion anfänglich ihre unterirdischen Tempel. Wie die christliche Religion so auch die christliche Kunst, beide sind von den Todten auferstanden. Durch immerwährende Ver-

folgungen gezwungen, mußten die ersten Christen ihre heimlichen Versammlungen, abgeschieden von der Welt, unter den Gestorbenen in den Gräbern feiern. Daher das Düstere, gleichsam Melancholische, wodurch das Innere der gothischen Kirchen sich auszeichnet. Die gothische Bauart war das nothwendige Resultat der christlichen Religion und ihres Einflusses auf die Denkungsart der Christen (wie die Denkungsart, so die Bauart). Die Entstehung der gothischen Bauart war Sache der Nothwendigkeit, ihre Ausbildung und Vervollkommnung, Sache der Freiheit. Obgleich nämlich den Christen unter Constantin dem Großen der öffentliche Gottesdienst gestattet und ihnen zu diesem Behufe die Tempel der römischen Götter eingeräumt wurden, so war es unmöglich, daß der christliche Gottesdienst in diesen Tempeln fortdauernd begangen werden konnte. Für die griechische und römische Religion paßten die griechischen und römischen Tempel. So verschieden aber die christliche Religion von der griechischen und römischen ist, so verschieden mußte auch der Kultus sein und die zur Feierung dieses Kultus bestimmten Gebäude. Die im Wesen der christlichen Religion liegende göttliche Erhabenheit, die himmlische Würde, das Unbegreifliche und Mysteriöse derselben, der durch die Lage der Umstände dem Charakter der ersten Christen eingeprägte Zug von Melancholie, verbunden mit einer großartigen

Ansicht über die Dinge dieser Welt (und Aristoteles macht die Bemerkung, Größe des Charakters sey immer mit Melancholie verknüpft). Der Wunsch, die Erinnerung an ihre ersten Versammlungsörter zu verewigen, und, da die christlichen Kirchen eine Fortsetzung des hohen Tempels der Juden sein sollten, das Streben auch die innere Einrichtung von diesem, so viel möglich, auf jene zu übertragen, führten allmählich zur gothischen Baukunst, welche ihren Namen davon hat, daß sie zuerst unter Theodorich dem Großen, König der Ostgothen, sich förmlich ausgebildet hatte, wodurch die christlichen Kirchen sich äußerlich ebenso wie innerlich von den heidnischen Tempeln unterschieden. Das Dunkle im Innern ahmte gleichsam die unterirdischen Gewölbe nach und war ehrfurchtgebietend; das Licht der Kerzen und der ewigen Lampe war zur Erweckung der Andacht geeignet, war ein Andenken an die Erleuchtung der Gräber und an die ewige Lampe des hohen Tempels, und war allerdings zugleich eine Nothwendigkeit, weil im dunkeln Niemand wirken kann; denn die ersten christlichen Kirchen waren außerordentlich dunkel, wie Jedermann noch z. B. an der Kirche des heil. Ambrosius zu Mailand sehen kann. Diese erste gothische Bauart wurde später von der byzantinisch christlichen, deren Typus die von Justinian erbaute Sophienkirche zu Konstantinopel ist (welche auch das

Vorbild der arabiſchen Bauart wurde) modifizirt, und erhielt eine gefälligere freundlichere Form; bis endlich im eilften und zwölften Jahrhundert in Teutſchland die byzantiniſch-gothiſche Bauart jene hohe Vollendung erreichte, welche wir bewundern und welche ſtets bewundert werden wird.

Das Innere der Kirche St. Jean iſt ohne alle entſtellende Ziererei, einfach und erhaben (alles Erhabene iſt einfach). Die hohen gewölbten Hallen, unter welchen langhin das Schiff der Kirche ſich erſtreckt, an deſſen Ende der Hochaltar in ſchlichter Würde ſich erhebt, das durch die Glasmalerei bewirkte myſteriöſe Licht laſſen unſern Sinn und unſer Gemüth nicht ungerührt, ergreifen den ganzen Menſchen, rufen n ihm hervor höhere Ideen, wecken in ihm den in ihn gelegten göttlichen Funken, auf daß er werde zur reinen Flamme, zur Opferflamme, die in ſeinem Herzen emporlodere zu Gott und die auch ihn erleuchte. Das Licht, das uns wahrhaft erleuchtet, kommt weniger aus der reinen Vernunft als aus dem reinen Herzen. Die Reinheit des Herzens muß unſer Streben ſeyn, die Reinheit der Vernunft kommt dann von ſelbſt.

Die große Glocke der Kirche St. Jean iſt berühmt, ſie iſt eine der größten in Frankreich und wohl in Europa, ſie wiegt 35000 Pfund und iſt alſo 5000 Pfund ſchwerer als die Erfurter Glocke.

Es ist nur Schade, daß man im südlichen Frankreich mit den Glocken nicht läutet, sondern mit ihnen nur spielt (wofür man im gewöhnlichen Leben den recht bezeichnenden Ausdruck „cajoler“ hat). Die Glocken werden nur geschlagen und diese Schlägerei lautet in der That sehr erbärmlich und widerwärtig. Vor der Kirche vermißt man einen freien großen Platz, von welchem aus man das Ganze derselben übersehen könnte. Allein in den früheren Zeiten war das religiöse Interesse vor dem ästhetischen Interesse vorherrschend. Man wollte nur recht nahe an der Kirche und um dieselbe wohnen, unbekümmert darum, ob dadurch die Aussicht und die Ansicht gewinne oder verliere.

Von der Cathédrale aus hat man nicht weit zur Vorstadt St. Juste, welche außer der Kirche gleichen Namens nichts Sehenswerthes hat, und an St. Juste schließt sich die Vorstadt St. Irenée unmittelbar an. Der heil. Irenäus, ein Schüler und Nachfolger der ersten Apostel, war der Stifter der ersten christlichen Gemeinde zu Lyon und ihm zu Ehren ist die Vorstadt genannt. Die diesem Heiligen geweihte Kirche wird eben ganz neu und sehr prachtvoll in ihrem Innern ausgestattet. Unter derselben ist eine merkwürdige unterirdische Kapelle. Vor der Kirche, auf dem höchsten Punkte der Vorstadt, befindet sich eine Nachahmung des Calvarienbergs.

Ganz vorn ist in Lebensgröße Christus am Kreutze und neben ihm die zwei Schächer, auf beiden Seiten des einen Halbkreis formirenden Platzes sind bis zum Kreutze hin Altäre, an welchen in basrelief die stationes Christi (der Weg zum Leiden) dargestellt ist. Von diesem Platze aus hat man eine weite Aussicht auf Lyon und seine Umgebung. Auf derselben Anhöhe, auf welcher St. Irenée ist, liegt etwas weiter nördlich die Vorstadt Fourrière, die Mutter von Lyon, wo noch mehrere Ueberbleibsel aus den Zeiten der Römer sichtbar sind.

Zur Kommunikation zwischen den beiden Ufern der Saône dienen sieben Brücken, theils Kettenbrücken, theils steinerne Brücken. Der Haupttheil von Lyon liegt zwischen dem linken Ufer der Saône und dem rechten Ufer des Rhône. Hier sind die Hauptplätze und, ausgenommen die oben erwähnte Kirche St. Jean, die Hauptgebäude der Stadt.

Der schönste Platz von Lyon und zugleich einer der größten, welchen man kennt, ist la place Bellecour, auch la place de Louis XIV. genannt. Der Platz bildet ein unregelmäßiges Viereck, indem er 930 Fuß lang ist und auf der einen Seite eine Breite von 600, auf der andern Seite eine von 675 Fuß hat. Um diese Unregelmäßigkeit zu verdecken, sind längs der südlichen Seite des Platzes hin Linden gepflanzt, welche eine schöne Allee bilden. In der Mitte des

Platzes steht aus Bronze die Statue Ludwigs XIV., welche die Stadt Lyon auf ihre eigene Kosten im Jahre 1828 durch den berühmten Lemot gießen ließ. Der Guß ist vortrefflich gelungen. Die ältere Statue Ludwigs XIV. wurde 1793 von der vandalischen Revolutionswuth zerstört. Lyon hat zwei Theater, le grand théatre, welches hauptsächlich für die Darstellung von großen Opern, von Tragödien und von Schauspielen (was man la haute comédie nennt) bestimmt ist; und le théatre Gymnase oder des Célestins, in welchem meistens kleinere Stücke und pantomimische Vorstellungen gegeben werden. Das théatre Gymnase ist kein ansehnliches Gebäude und liegt an dem Platze des Célestins. Unfern von diesem Theater ist der palais de la préfecture, ehemals ein Jakobinerkloster.

Das große Theater ist in großartigem Style gebaut, bildet ein längliches Viereck, um welches Säulengänge herumführen, unter welchen gekauft und verkauft wird. Das Innere ist sehr prachtvoll, hat außer dem Parterre noch 5 Etagen und ist erleuchtet von einem kostbaren lustre, welcher eine Höhe von 15 Fuß und 18 Fuß im Durchmesser hat. Die Oper in dem grand théatre ist sehr gut. Das Orchester ist reichlich besetzt und zeichnet sich aus durch präzise Exekution und sorgfältige Beobachtung des forte und piano. Unter den Sängerinnen verdient

ein vorzügliches Lob Mademoiselle **Dévancourt.** (In Frankreich theilt man die Sängerinnen ab in **cantatrices avec roulades et sans roulades.**) Unter andern Opern gab man **Pré aux clercs** sehr vorzüglich. Französische Opern muß man von Franzosen spielen sehen, die Musik, welche der französischen Sprache angepaßt ist, wirkt ganz anders als in der teutschen Uebersetzung. Auch die Action der teutschen Schauspieler ist für die französischen Stücke nicht gewandt genug. Die französische Sprache, die französische Musik, wie überhaupt das ganze französische Wesen haben etwas Leichtes, Gefälliges, Pikantes; alles Harte, Schwerfällige, Ungelenke widerspricht dem französischen Charakter. Jede Nation, wie jedes Individuum, hat seine eigene Art zu seyn, zu leben, zu denken, hat seine Individualität, welche sich in allen seinen Aeußerungen ausspricht. Das Leben eines Volkes ist der Reflex seines Denkens, der Charakter einer Nation ist die Subjektobjektivirung derselben. Das Theater ist eine nicht geringfügige Erkenntnißquelle des Charakters einer Nation, und für den französischen Charakter sind es besonders die **Vaudevilles.** Die **Vaudevilles** sind eine den Franzosen ganz eigene, gleichsam volksthümliche Art von kleinen Stücken, und werden daher auch unvergleichlich gespielt. Der Franzosen leichtes Blut, leichter Witz, gewandtes Spiel und feine Anspielungen zei-

gen ſich hier ungezwungen in ihrer natürlichen Weiſe; es geht ihnen hier alles ſo recht von Herzen. Die Vaudevilles ſind für das Theater das, was in der Literatur die Tagesblätter und Tagsbroſchüren ſind, ſie ſind Ephemeriden, ſie ſollen blos dienen zu einem angenehmen Zeitvertreib, und dieſen Dienſt leiſten ſie vollkommen. So ſehr geeignet aber die franzöſiſche Sprache und die franzöſiſche Aktion für das Komiſche, Lebhafte, Muntere, Fröhliche, für den lebendigen Converſationston, überhaupt für den **soccus** iſt, ſo wenig geeignet ſind ſie für das Ernſte, Tragiſche, Heroiſche, Erhabene, für den Kothurnus. In der Tragödie bewegen ſich die franzöſiſchen Schauſpieler nicht mehr ſo frei, man merkt ihnen das Gezwungene an, das Unnatürliche, das Affektirte und die Darſtellung wird unwillkührlich eine Traveſtirung und fällt, da wo Pathos ſeyn ſoll, wirklich in das Burleske. Ich ſah eines jener modiſchen Trauer- oder vielmehr Schauerſpiele aus Victor Hugo's Schule, **la Nonne sanglante** von **Anicet Bourgeois** und **J. Maillan**, ein ekelhaftes, nur in Blut und Mord ſich gefallendes, ohne allen Zuſammenhang und ohne den mindeſten poetiſchen Gehalt geſchriebenes Stück.

Während den Zwiſchenakten iſt ein ſolcher Lärm und ein ſolches Geſchrei, daß man, an die Ruhe unſerer teutſchen Theater gewöhnt, in Verwunderung

geräth. Mit kreiſchender Stimme bietet der **Limonadier** ſeine Erfriſchungen, und der **garçon**, welcher den Text der Stücke, Damenfächer und andere Dinge zu verkaufen hat, ſeine Waaren an, und beide laufen von Bank zu Bank in **parterre** und von **étage** zu **étage**.

Vor dem **grand théatre** iſt ein kleiner enger Platz, zwiſchen welchem und dem Platz **Terreaux** das **hôtel de ville** iſt, eines der ſchönſten und prachtvollſten Rathhäuſer Europas, welches nur dem von Amſterdam nachſtehen dürfte. Längs der rechten Seite des Platzes **Terreaux** iſt die ehemalige Abtei der Benediktiner, ein ſehr geſchmackvolles Gebäude, welches nun zum Muſeum der Künſte und Wiſſenſchaften und zur Handelskammer dient, welches auch durch die Statuen der Minerva und des Merkur über dem Eingang angedeutet iſt.

Von dem Platze **Terreaux** aus nördlich liegt oben auf der Anhöhe die Vorſtadt **Croix Rousse**, welche beſucht zu werden verdient, um die Manufakturen und die Fabriken zu ſehen, welche man am beſten in den Vorſtädten ſehen kann; um ſich ein Bild zu machen von dem wirklich kläglichen Zuſtande der Fabrikarbeiter und ſich zu erklären, wie leicht es iſt, mit ſolchen Leuten eine Revolte zu machen, die blos von der Hand zum Mund leben und deren Hände dem beſten Bezahler und dem, welcher mit

schönen Versprechungen gleichsam Anweisungen auf künftige Bezahlung ertheilt (die Armuth ist leichtgläubig und leicht zu verführen) feil sind; dann aber auch, um den wirklich prächtigen Anblick zu genießen, welchen man hat, wenn man das von der Natur gebildete Belvedere, ehe die Thore von Croix Rousse kommen, betritt und von da aus ganz Lyon übersieht und den Lauf der Saône und des Rhône verfolgt, und die pittoreske Umgegend der Stadt vor sich hat.

Der angenehmste Spaziergang in der Stadt ist längs dem Rhône hin. Der Kai ist sehr lang und zum Theil mit schönen Bäumen besetzt. Auf der einen Seite ist weithin eine Reihe hoher herrlicher Gebäude, unter welchen das hôtel Dieu und la charité sich ganz besonders auszeichnen und eher Pallästen gleichsehen als Krankenhäusern und Findelhäusern, auf der andern Seite hat man die Aussicht über den Rhône und das jenseits demselben liegende herrliche Land. Die besten cafés findet man in der Nähe des grand théatre. Alle cafés sind sehr elegant eingerichtet und werden sehr zahlreich besucht. Wirthshäuser, wie in Teutschland, kennt man in Frankreich nicht, ihre Stelle vertreten die Kaffeehäuser. Für die politische Lesesucht der Franzosen ist in diesen auch reichlich gesorgt. Nirgends ist, bei keiner andern Nation, eine größere politische Liebhaberei als

bei den Franzosen, sie sind, wie weiland die Athenienser, πολιτικώτατοι. In Lyon sind daher auch, wie nicht minder in den übrigen größeren Städten Frankreichs, in allen größeren Theilen der Stadt und an allen Promenaden, wie z. B. am Kai des **Rhône**, sehr viele sogenannte **cabinets de lecture** für alle Stände, welche den ganzen Tag von eifrigen Lesern besetzt sind.

Von Lyon gelangt man mit dem Dampfschiffe sehr schnell nach **Avignon**. Morgens in der Frühe um 3 Uhr fährt man von Lyon ab und kömmt des Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr in **Avignon** an. Der Platz kostet 25 Franken. Um die Zeit, wo ich meine Reise machte, war gerade die berühmte Messe von **Beaucaire**, daher eine große Menge Personen und Waaren auf dem Schiffe sich befand. In **Beaucaire** ist die größte und wichtigste Messe Frankreichs, indem daselbst ein Zusammenfluß von Fremden aus vier Welttheilen ist, so daß die Zahl derselben oft auf 30,000 steigt. **Beaucaire** lebt fast ganz allein von dieser Messe, weshalb auch Wohnungen und Eßwaaren außerordentlich theuer sind. Die Zeit, in welcher solche große Messen eine Nothwendigkeit waren, ist nun vorüber, seitdem der Verkehr so leicht und so wenig kostspielig geworden ist. Die großen Messen sind mehr nur noch Sache der Gewohnheit, des Herkommens. Und von dem Gewohnten und

Herkömmlichen trennt man sich nicht gerne, daher auch nicht bald. — Uebrigens ist jetzt eine andere Art von Messen Mode geworden, welchen ein gutes Gedeihen recht sehr zu wünschen ist, ich meine die jährlichen Zusammenkünfte der Gelehrten, welche ihre wissenschaftliche Schätze theils zur Schau stellen, theils an Mann zu bringen suchen, und nur darin von den merkantilischen Messen unterschieden sind, daß der wissenschaftliche Jahrmarkt nicht an einem und demselben ein für allemal bestimmten Orte gehalten wird, sondern ambulant ist.

Ist der Charakter des Wegs von **Châlons** nach **Lyon** auf der **Saône** mild, weich und zart, fährt man gleichsam mitten durch ein blühendes Frucht- und Weinland, so ist der Weg von **Lyon** nach **Avignon** auf dem **Rhône**, bevor man nach **St. Esprit** kommt, mehr wild und romantisch, der Weinbau wird seltener und nackte Felsen werden häufiger. Allerdings fehlt es nicht an schönen Fluren und lachenden Gefilden, allein der Charakter im Ganzen ist ein anderer geworden. Die Gegend spricht mehr zur Phantasie, sie ist abentheuerlicher, ohne deshalb aufzuhören freundlich zu seyn. Die häufigen Wendungen und Drehungen des **Rhône** (**Buffon** macht die Bemerkung, je näher ein Fluß seiner Mündung ist, desto mehr Krümmungen mache sein Lauf) gewähren äußerst mannigfaltige Gesichtspunkte. Bald

sieht man sich ganz von schroffen Felsen umgeben, bald öffnen sich weite Aussichten, wo das Auge unbestimmt umherschweifen kann und nur in großer Entfernung die hohen Gebirge der **Dauphinée** zur Gränze hat. Auch hier tragen die vielen Kettenbrücken, welche die Verbindung zwischen beiden Ufern des **Rhône** vermitteln, zur Erhöhung der Schönheit der Gegend bei. Die Städte an dem **Rhône** sind häufiger und schöner als die an der **Saône**, und **Vienne**, **Valence**, **St. Esprit** verdienen Auszeichnung. Die steinerne Brücke von **St. Esprit** ist berühmt wegen ihrer Länge, (sie hat nämlich 20 Bogen), und wegen ihrer schönen Bauart. Von **St. Esprit** an wird die Gegend immer mehr einem reichen Garten ähnlich. Maulbeerbäume und Olivenbäume sind überall. Das südliche Klima kündigt sich an durch die provenzalische Sonne und die provenzalischen Produkte.

Die vielen Trümmer der alten Ritterſitze, welche den ganzen Weg, aber besonders von **St. Esprit** an, sich finden, verschaffen der Gegend einen eigenthümlichen Reiz, geben ihr einen romantischen, einen mittelalterlichen Ton. Sie sind eine lebendige Erinnerung an die vergangenen Zeiten, in welchen die **Provence** der Hauptsitz aller ritterlichen Bildung, aller ritterlichen Spiele, altes frohen und heiteren ritterlichen Lebens war. Spiele der Waffen, Spiele des

Witzes und des Geistes, Gesang und Dichtkunst blühten hier einst vereint; ein jeder Rittersitz war ein Vereinigungspunkt für den Scherz und den Ernst des Lebens. Interessant sind auch die diese Ritterburgen umgebenden Dörfer. Hier kann man recht deutlich sehen, wie die Ritterburg der Haupthof war, um welchen herum die Hofleute und Burgleute sich anbauten. Mit hohen Mauern und gewaltigen Thürmen ragte die Burg hervor über die ärmlichen Wohnungen der Hofhörigen. Alle diese Wohnungen der ehemals hörigen, nun freien Leute sind zwar aus Stein erbaut (also keine Baraken im ächten Sinne dieses Worts), aber so unansehnlich und klein, daß man sie in einiger Entfernung für Steinhaufen oder die Reste alter Mauerwerke ansieht. Berühmt ist besonders die Burg **Mornas**, welche am linken Ufer des **Rhône**, unterhalb **St. Esprit**, auf der Spitze einer schroffen Felsenwand erbaut ist, und trotzig und drohend herabblickt. Von **Mornas** hat man nicht mehr weit bis **Avignon**.

Avignon ist eine ziemlich bedeutende, an den Ufern des **Rhône** und der **Sorgue** gelegene Stadt, deren hohe von großen Quadersteinen erbaute Ringmauern mit ihren hervorstehenden Zinnen ein großartiges Ansehen haben. Wie Lyon war auch **Avignon** eine Kolonie von **Marseille**. Unter den Römern war die Stadt in großer Blüthe, litt aber viel während

der Völkerwanderung durch die Gothen, Burgunder und Franken. Im Jahre 730 wurde sie von den Sarazenen erobert, aber Karl Martell befreite Avignon und das westliche Europa von der sarazenischen Unterjochung. Längere Zeit war Avignon auch eine freie Stadt mit einem Podesta an der Spitze, noch im Jahre 1234 bewahrte sie ihre Freiheit, allein im Jahre 1251 mußte sie sich dem Grafen von Provence unterwerfen. Seit 1305 wurde Avignon Sitz der Päpste von Klemens V. bis zu Gregor XI., welcher letztere 1376 nach Rom zurückkehrte. Mit diesem Jahre ging auch Avignon's Bedeutung zu Ende. Das vorzüglichste Gebäude von Avignon ist der päpstliche Pallast, welcher in seiner jetzigen Gestalt von dem Papste Johann XXII. errichtet ist. Er ist auf einer Anhöhe, dem höchsten Punkte der Stadt, erbaut im alten gothischen Style, und sowohl er als auch die mit ihm verbundene päpstliche Kapelle sind noch sehr gut erhalten, aber wo früher der Papst residirte, da hausen jetzt die Soldaten. In der päpstlichen Kapelle, welche auch die Cathédrale ist, befindet sich ein einfaches Grabmal mit den einfachen rührenden Worten:

Crillon

Nommé brave par les braves eux mêmes;
Henri IV. l'aima, les pauvres le pleurent.

Vor dem Pallaſt ſteht aus der neuern Zeit ein in Stein ausgehauenes wohlgelungenes Kruzifix. Neben der päpſtlichen Kapelle iſt ein großer freier Platz, (an deſſen Ende ein Telegraph ſteht), von wo aus man die ganze Stadt, welche amphitheatraliſch um den päpſtlichen Pallaſt herum liegt, und die herrliche Umgebung der Stadt vor Augen hat. Die reiche, von Wein, Obſt, Frucht überfließende Ebene, welche die **Sorgue** durchſtrömt, deren äußerſten Rand weithin die Gebirge der **Dauphinée** einfaſſen, liegt in üppiger Fülle vor Einem da.

Am ſchönſten präſentirt ſich **Avignon**, wenn man es von dem jenſeitigen (alſo dem rechten) Ufer des **Rhône** aus ſieht. Ueber den **Rhône** führt eine hölzerne Brücke; von der alten ſteinernen ſind nur noch 8 Bogen übrig. Iſt man die Brücke hinüber, ſo hat man gegen Weſten romantiſch an den Bergen hin liegende Dörfer und Trümmer alter Burgen, wozu eine große Wieſe, welche zum Exerzierplatze dient und von Gebüſch und Bäumen umgeben iſt, den Vordergrund bildet; gegen Oſten erhebt ſich **Avignon** mit ſeinen weißen glänzenden Mauern und über die Mauern ragen die hohen Häuſer hervor und unter dieſen beſonders das im älteſten gothiſchen Styl erbaute Rathhaus, und über alle erhaben ſteht der große päpſtliche Pallaſt da mit ſeinen Thürmen, weithin die Stadt und das Land beherrſchend; gegen

Norden ſtarrt in der Ferne der Berg **Ventaux** hoch empor; gegen Süden ſchlängelt ſich der **Rhône** hindurch milde Fluren. Einen romantiſcheren Anblick gewährt keine Stadt als **Avignon** und ſeine Umgegend. Man kann ſich hier ganz die großartige Zeit des Mittelalters und die Blüthe des Ritterthums vergegenwärtigen, man kann das religiöſe und ritterliche Element, welche beide hier in Stein verewigt ſind, vereinigt vor ſich ſehen. Man träumt ſich hier gerne in die vergangenen Zeiten zurück, und liebt es, in dieſen Träumen zu verweilen.

Avignon iſt ziemlich lebhaft und gewerbſam und hat ſchöne Straßen, wenn es nur nicht zum größten Theile ſo ſchmutzig wäre. Unter den Kirchen der Stadt iſt die **église St. Pierre** die merkwürdigſte. Die Franziskanerkirche (**église des cordeliers**), welche ihrer Breite und ſchönen Wölbung wegen, insbeſondere aber durch das Grab der **Laura** mit dem Epitaphium von **Franz I.** berühmt war, iſt zerſtört. In der **église de la miséricorde** zeigt man das ſo ſehr bekannte elfenbeinerne Kruzifix, welches im 17ten Jahrhunderte von einem gewiſſen **Guillaume** mit unendlichem Fleiße gearbeitet iſt, ſo daß an dem Körper alle, auch die kleinſten und feinſten Adern ſichtbar ſind. Es iſt bis auf die beiden Arme aus einem einzigen Stück Elfenbein. Früher ſpielte die ominöſe Zahl 7 in **Avignon** eine große Rolle, denn es gab in

Avignon 7 Pfarreien, 7 Spitäler, 7 Mönchs- und 7 Nonnenklöster, 7 Palläste, 7 Thore.

Das im Jahre 1824 gebaute neue Theater hat ein gefälliges Aeußere, es wird aber schlecht darin gespielt. Das beste Gasthaus ist das hôtel de l'Europe und das beste café ist das café de l'hôtel de l'Europe.

In Avignon wie überhaupt in der Provence wehen häufig zwei sehr heftige Winde, der Nordwind (la bise) und der Südwind (le marin), von welchen besonders der erste eine große Landplage ist.

Wer Avignon besucht, besucht auch Vaucluse, wo Petrarka

a soupiré jadis ses vers et ses amours.

Vaucluse ist von Avignon nur 6 Stunden entfernt, an Gelegenheit fehlt es nie, und der Weg dahin ist sehr interessant durch die Mannigfaltigkeit, Schönheit und üppige Fruchtbarkeit der Natur. Die Gegend, durch welche man hinfährt, ist schöner als der schönste Garten. Längs dem Wege sind meistens herrliche Weiden gepflanzt; häufig sieht man auch die melancholische Cypresse, welche hier ohne weitere Pflege als die des südlichen Himmels wächst; Oliven, Obstbäume, Reben, welche ganz frei, ohne Pfähle und ohne Kammern, stehen, Fruchtfelder, besonders hohe Welschkornfelder (denn das Welschkorn, welches in dem südlichen Frankreich und Italien gefunden wird,

erreicht eine erstaunliche Höhe), bedecken das Land. Der blaue heitere Himmel über uns, das grüne blühende Land unter uns, stimmen munter und fröhlich. Himmel und Erde verläugnen nicht ihren Einfluß auf den Menschen. Ein gemeines Sprüchwort sagt: „wie das Firmament, so das Temperament" und das Sprüchwort hat nicht Unrecht. Bekannt ist ja auch genug die Munterkeit und Fröhlichkeit der Provenzalen, bekannt sind ihre heiteren Lieder und ihre Liebe zum Gesange und zu einem freudenvollen Genuß des Lebens. Man kommt durch zwei schöne kleine Städte und sobald man die zweite derselben passirt hat, eröffnet sich rechts die freundliche Ebene, welche von der Sorgue durchströmt wird, in derem Hintergrunde in grauer Ferne starre Felsenreihen erscheinen. Je näher man Vaucluse kommt, um so enger wird der stets labyrintisch sich drehende Weg, um so mehr nähern sich die schroffen Felsen, welche das Thal von Vaucluse bilden. Rechts schlängelt stets die Sorgue sich hin und bildet abwechselnd kleine Kaskaden. Endlich gewahrt man auf einem dieser Felsen die Trümmer eines ehemaligen Ritterſitzes und neben und hinter denselben Berge von der abentheuerlichsten Form, deren Gipfel bald in mehrere Zacken auslaufen, bald in eine einzige spitze Steinsäule sich endigen. Am Fuße jener alten Ruine liegt den Berg herab das Dorf Vaucluse. Beim Eingange des

Dorfes ist der sehr empfehlungswürdige Gasthof, l'hôtel de Petrarque, an einem kleinen freien Platze, in dessen Mitte ein pyramidenförmiges, zu Ehren Petrarkas errichtetes Denkmal steht. An den 4 Seiten dieser Pyramide sieht man Lorbeerkränze und an der vorderen Seite einfach geschrieben den Namen „Petrarque.“ Gleich neben dem Dorfe fängt das Thal Vaucluse an und zieht sich, ohngefähr eine halbe Stunde lang, bis zur Quelle hin. Der Name Vaucluse kommt von vallis clausa her, weil das Thal ohne Ausgang ist und von einem hohen Felsen geschlossen wird. Der Weg in das Thal ist von wunderbarer Schönheit. Unmittelbar vor dem Thale ist die Gegend blühend und lachend, reich und ergiebig und nun plötzlich umringen uns von allen Seiten nackte, schroffe unfruchtbare Felsen, aus welchen klare Wasserquellen hervorsprudeln und unter leisem Gemurmel dahinrieseln; kein Baum, kein Gesträuch, kein Grashalm ist sichtbar. Das Thal macht stets Krümmungen, so daß man durchaus nicht sehen kann, wohin und wie weit das Thal sich zieht, bis man auf einmal vor einer starren, schräge herabhängenden, 720 Schuh hohen Felsenwand steht, an deren Fuß eine große, schwarzblaue, scheinbar unbewegliche, Wassermasse ruhig in einer weiten tiefen Grotte daliegt. Dies ist die durch ihre Schönheit und durch Petrarkas Gedichte berühmte Quelle. Das Wasser

derselben ist sehr hell, klar und rein, sie scheint nur schwärzlich wegen ihrer ungeheuern Tiefe, die man bis jetzt noch nicht ergründen konnte. So ruhig und friedlich sie aber auch scheint, so stürmisch und fürchterlich ist sie zuweilen und strömt dann unter brausendem Getöse ihre Wassermasse aus, welche in ihrer Wuth alles, was ihr im Wege ist, nieder- und mit sich fortreißt. Aus dieser Quelle entspringt die Sorgue (bei den Römern Sulga genannt). Sie hat eine Menge vortrefflicher Forellen, Krebse und anderer Fische. Der Anblick dieser Quelle und der sie umgebenden Felsen ist imposant und einzig in seiner Art; erhaben groß, ehrwürdig, gewissermaßen auch schauerlich ist hier die Natur. Hier war es, wo Petrarka dichtete. Aus dieser Quelle trank er sich Begeisterung zu den schönsten Ergüssen des menschlichen Herzens. Vaucluse war für Petrarka die kastalische Quelle, die Berge von Vaucluse waren sein Pindus, sein Parnassus. Hier (obgleich Mathisson es läugnen will) dichtete er jene schöne Ode auf „die Königin der Quellen", deren Anfang ich hier, nach Voltaire's Uebersetzung, einrücke:

Claire fontaine, onde aimable, onde pure,
Où la beauté, qui consume mon coeur,
Seule beauté, qui soit dans la nature,
Des feux du jour évitait la chaleur.

Arbre heureux, dont le feuillage
Agité par les zéphyrs
La couvrit de son ombrage
Qui rappelles mes soupirs
En rappellant son image;

Ornemens de ces bords et filles du matin
Vous dont je suis jaloux, vous, moins brillantes qu'elle,
Fleurs qu'elle embellissoit, quand vous touchiez son sein,
Rossignol dont la voix est moins douce et moins belle.

Air devenu plus pur, adorable séjour
Immortalisé par ses charmes
Lieux dangereux et chers, où de ses tendres armes.
L'amour a blessé tous mes sens
Ecoutez mes derniers accens
Recevez mes dernières larmes.

Um dieſe Ode ganz zu verſtehen, muß man auch Petrarkas Wohnung kennen. Dieſe war nicht da, wo man noch jetzt die Trümmer jener ſchon oben erwähnten Ritterburg ſieht, welche dem Biſchoffe von Cavaillon, als Herrn von Vaucluse, zugehörig war. Allerdings hielt ſich Petrarka zuweilen auf dieſer Burg längere Zeit auf, weil der Kardinal Philippe de Cabassoles, Biſchoff von Cavaillon, Petrarkas Zeitgenoſſe und genauer Freund, ſeine Geſellſchaft ſehr liebte. Von dieſer Burg hatte

der Dichter auf der einen Seite den Anblick des felsenumringten unwirthbaren Thals von Vaucluse vor sich, auf der anderen Seite sah er das schöne, wirthbare, von der Sorgue durchströmte ebene Land. Allein Petrarkas eigentliche Wohnung war am Abhange des Bergs, auf welchem diese alte gothische Burg stand, gelegen, in der Nähe jenes lieblichen, von der Sorgue gebildeten Eilandes, welches noch heute Petrarkas Garten heißt.

Von Avignon nach Aix führt die Straße anfangs dem Rhône entlang durch die angenehme, vor Avignon angelegte Promenade, bis der Weg sich links dreht und den Rhône verläßt. Man nähert sich nun der, in den Rhône sich ergießenden, Durance, über welche in der Nähe von Navas eine lange schmale, hölzerne Brücke geschlagen ist, an deren Vertauschung mit einer steinernen jetzt gearbeitet wird. Die Gegend bis hieher ist sehr gut angebaut, Frucht und Wein und Maulbeerbäume und Oliven wechseln mit einander ab. Die Landstraße ist nicht wie bei uns mit Obstbäumen besetzt, sondern mit Pappeln und Weiden von sehr schönem und hohen Wuchs. Dies geschieht, um dem Mangel an Holz abzuhelfen. Denn im tieferen südlichen Frankreich findet man fast gar keine Waldungen. Von Avignon bis Toulon ist die einzige bedeutende Waldung bekanntlich der mont Esterel. Zum Brennholz bedient man sich meistens der

Pappeln, der Weiden, der Abfälle der Oliven und des Rebholzes. Der Boden iſt meiſtentheils Kalkboden, woraus auch das Gebirge dieſer Gegend beſteht, welches eine Fortſetzung der Alpen iſt und daher Alpines oder in verdorbener Ausſprache Anpies heißt. Das Gebirge iſt meiſtens ganz kahl und nur hie und da mit dünn ſtehenden italieniſchen Fichten bewachſen. Häufig begegnet man auf der Landſtraße Frauen und Jungfrauen aus den benachbarten Dörfern, welche nach ſpaniſcher Sitte auf Mauleſeln reiten. Ueberall ſah ich, da es gerade Erndtezeit war, die Bauern mit dem Ausdreſchen der Frucht beſchäftigt, welches aber hier von Maulthieren und Pferden geſchieht, welche die Frucht austreten. Das Stroh iſt auf den Aeckern trichterförmig aufgeſchichtet und gewährt dadurch einen ganz ſonderbaren Anblick. Die Häuſer der Ortſchaften, welche man paſſirt, ſind insgeſammt von Stein gebaut, weil an Holz Mangel, an Steinen hingegen Ueberfluß iſt.

Sobald man die Brücke über die Durance paſſirt hat, wird die Gegend allmählig weniger ergiebig, der Weg wird hügelich und man fährt über viele Anhöhen hin. Von einer dieſer Anhöhen, bevor man nach dem Städtchen Lambese kommt, hat man eine reizende Ausſicht auf das tiefer liegende, herrlich angebaute, bunt geſchmückte Land. Von Lambese aus nach Aix geht die Straße ziemlich bergab; das Thal,

in welchem Aix liegt, ist, sobald es dem Auge sich darbietet, ein erfreulicher Anblick wegen dem milden freundlichen Charakter desselben und dem Reichthum der Vegetation. Aix von Cajus Sextius erbaut und wegen seiner Gesundbrunnen Aquae Sextini genannt, ist eine angenehme, wohlhabende, während des Sommers von Badegästen vielbesuchte Stadt mit ziemlich regelmäßigen Straßen, unter welchen die sogenannte orbitelle, welche zum cours dient, sich auszeichnet. Vier Reihen schöner Bäume bilden den cours und drei reichhaltige Fontainen, die eine mit der Statue des Königs René, verschönern dieselbe.

Bis Marseille ist der Weg sehr interessant und anmuthig durch mannigfaltige Abwechselung von reichen Gefilden und kleinen Ortschaften und schönen Landgütern. Die Berge, welchen man nun nahe ist und zwischen denen man theilweise hinfährt, sind etwas dichter mit Fichten bewachsen und tragen viel dazu bei, den Weg (der eine zeitlang stets aufwärts geht) pittoresk zu machen. Von dem höchsten Punkte des Wegs, in der Nähe des Dorfes les Beaumes, ohngefähr 1½ Stunden vor Marseille, sieht man zum erstenmal die blaue Fluth des mittelländischen Meers majestätisch ihre Wogen dahinwälzen. Ein erhabener Anblick! das Auge wird nicht müde zu sehen und wieder zu sehen, und gerne verweilt man lange an dieser Stelle, um den Gefühlen des Augen-

blicks sich ganz hinzugeben und tief das Bild dieser erhabenen Naturschönheit sich einzuprägen. Die ersten Gefühle sind die reinsten, die schönsten, es sind gleichsam jungfräuliche Gefühle, innig und zart und ungetrübt. Sie kommen nie so wieder, denn das erste kommt nur einmal. Von nun an geht der Weg stets abwärts. Dadurch verliert man das Meer aus den Augen und erblickt es nur noch stellenweise, ist aber dafür in einer Landschaft, welche zu den schönsten des südlichen Frankreichs gehört, nämlich in der **campagne** von **Marseille** mit ihren blühenden Gärten und vielen Villa's auf kleinen Hügeln und Anhöhen, hinter welchen sich schroff und steil die höheren Meeralpen erheben. Man fährt durch eine Stadt von Gärten, ehe man nach **Marseille** kommt. Beschwerlich fällt Einem aber gar sehr der erstickende Kalkstaub, der in ganzen Wolken sich erhebt und Einen ganz einhüllt. Man ist daher am Ende doch froh, in **Marseille** anzukommen, wo als Gasthof das **hôtel de Luxembourg** empfohlen zu werden verdient.

Marseille ist eine der ältesten und blühendsten Städte Frankreichs. Sie verdankt ihren Ursprung dem Freiheitssinne der Phozäer. Als nämlich **Cyrus**, nach Unterjochung des babylonischen Reichs, die Städte der Griechen auf der Küste Joniens sich zu unterwerfen suchte, entschlossen sich die Phozäer, lieber ihre Stadt, ihr Land, ihre Verwandten, ihre Freunde zu

verlassen und fremde Länder aufzusuchen, als einem Einzigen zu gehorchen. Zu schwach, ihre Freiheit gegen Uebermacht zu behaupten, waren sie stark genug, sich selbst aus ihrem Vaterlande zu verbannen und so ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu bewahren. Der Entschlossene findet überall ein Vaterland. Da, wo der Rhône durch mehrere Mündungen sich in das mittelländische Meer ergoß, ließen sie sich nieder und erbauten Massilia. Von hier aus verbreiteten sie, durch ihre vielen Kolonien, griechische Sitte und griechische Bildung unter den Galliern, Spaniern und Italienern, und brachten durch ihren Handel diese Völker in eine fortwährende Verbindung. Neben dem Handel blühten in Marseille auch die Künste und die Wissenschaften und ein feiner Ton herrschte in dem gesellschaftlichen Leben. Um sich vollkommen auszubilden, pflegten die Römer zu Cicero's Zeiten hauptsächlich nur 3 Städte zu besuchen, Athen, Rhodus und Marseille. Der politischen Weisheit der Massilioten ertheilt auch Cicero ein großes Lob, indem er von ihrer Verfassung sagt: „Neque vero te, Massilia, praetereo, cujus ego civitatis disciplinam atque gravitatem, non solum Graeciae, sed haud scio, an cunctis gentibus anteponendam jure dicam: quae tam procul a Graecorum omnium regionibus, disciplinis linguaque divisa, cum in ultimis terris, cincta

Gallorum gentibus, barbaricis fluctibus alluatur, sic optimatum consilio gubernatur, ut omnes ejus instituta laudare facilius possint, quam aemulari.“

Ich konnte mich in Marseille nicht so lange aufhalten, als ich eigentlich wünschte, weil bei meiner Ankunft die Cholera daselbst schon ausgebrochen war, mithin Gefahr auf Verzug haftete. Ich mußte mich begnügen, nur das Merkwürdigste von allem dem Merkwürdigen, was Marseille hat, zu sehen.

Marseille zerfällt in zwei Theile, in die alte Stadt und in die neue Stadt. Die alte Stadt ist an der linken Seite des Hafens den Berg hinauf gebaut, mit ungleichen, engen, schmutzigen Straßen; die neue Stadt zieht sich von der alten Stadt an ganz um den Hafen herum und hat schöne große ziemlich reine Straßen, wovon zwei die Hauptstraßen von Marseille sind. Die eine von Westen gegen Osten, die rue Canebière, wo die schönsten Häuser und die meisten öffentlichen Gebäude sich befinden, mit einer hübschen, auf beiden Seiten mit hohen Bäumen besetzten Allee, ist sehr breit und zieht sich bis zum Hafen hin. Die andere von Norden nach Süden, le grand cours, eine gute halbe Stunde lang, zieht sich von dem Thore von Aix bis zum Thore von Rom. An der porta triumphalis, welche am Eingange dieser Straße, von Aix her, steht, wird sie noch gearbeitet. In der Mitte derselben ist der

eigentliche sogenannte cours, d. h. ein breiter, langer, von hohen Bäumen umgebener Platz, welcher ungepflastert gelassen ist und zur Promenade dient. Es ist der Mühe werth, besonders des Abends, diesen cours zu besuchen, um die unendliche Menge von Menschen zu sehen, welche hier auf und ab wogen, und diesen Lärm und das Gemurmel der verschiedenen Stimmen zu hören, gleich dem Brausen des erregten Meeres.

An schönen Kirchen ist Marseille sehr arm, keine einzige zeichnet sich aus, keine einzige hat hohe Thürme, und eine Kirche ohne Thürme entbehrt ihrer erhabensten Zierde, und dadurch büßt auch die Stadt das wahrhaft Imposante des Anblicks ein. Die cathédrale von Marseille, l'église de la Major, liegt am äußersten Ende und auf der äußersten Spitze der alten Stadt, von wo aus man das offene Meer vor sich hat. Sie ist klein und unansehnlich, ja fast häßlich; übrigens ist sie ehrwürdig ihres hohen Alterthums wegen. An dem Platze, an welchem sie erbaut ist, stand einst ein Tempel der Diana, welcher unter Konstantin dem Großen in die erste christliche Kirche in Marseille umgewandelt wurde, aber später der Zerstörung unterlag.

Das Interessanteste, was man in Marseille sehen kann, ist der Hafen. Er ist sehr geräumig, faßt 1000 bis 1200 Schiffe und ist beständig mit Schiffen

angefüllt. Um den Hafen herum liegt in einem Halbzirkel die Stadt. Der Kai, d. h. der Platz zwischen den Häusern und dem Hafen, ist ziemlich breit und den ganzen Tag gedrängt voll Menschen, so daß man Mühe hat durchzukommen. Man kann sich keine Idee machen von der Lebendigkeit und Thätigkeit und Rührigkeit, welche hier herrscht. Menschen von allen Nationen, von allen Ständen, von allen Trachten sind hier versammelt. Den Amerikaner sieht man hier neben dem Afrikaner, den Asiaten neben dem Europäer und von den Europäern: Griechen, Russen, Italiener, Spanier, Engländer, Teutsche, Holländer, deren verschiedene Sprachen durcheinander an die babylonische Sprachenverwirrung erinnern. Der Adelige, der Bürger, der Bauer, der Gelehrte und der Ungelehrte, der Reiche und der Bettler, alles ist hier untereinander. Waaren werden hin und her geschleppt, aus- und eingeladen, Schiffe kommen an und gehen ab. Der Hafen theilt sich in 2 Theile und jeder Theil hat seinen eigenen, von der Vorzugsweise dort herrschenden Art der Handelsthätigkeit hergenommenen, Namen. Die rue Cannebière macht die Theilung. Rechts von dieser Straße ist der Theil des Hafens, welcher la boutique heißt und links davon ist der Theil, welcher le commerce genannt wird. Hier an dem Commerce, welcher insbesondere auch den Namen rive neuve führt, sind die großen Magazine

für Oel, Wein, Getreide und für die Produkte der Kolonien, und dann noch die Schiffswerfte. Dort an der **Boutique** iſt der Bazar mit ſeinen eleganten Kaufläden, mit ſeinen großen Buchhandlungen und den vielen Galanteriewaarenhandlungen, und weiter hinauf der Fiſchmarkt und der Handel mit Vögeln und Thieren der verſchiedenſten Art, eine wahre Menagerie, und dann eine Menge von Matroſenkaffeehäuſern. Ueberall ſtehen in großen Körben, wie bei uns die Aepfel, die Orangen und Citronen feil. Das **hôtel de ville**, mit welchem die Börſe verbunden iſt, hat kein ſonderliches Anſehen und befindet ſich ohngefähr in der Mitte der **boutique**.

Um die Stadt **Marseille** im Ganzen zu überſehen, muß man ſie von einer Anhöhe herab ſehen und hiezu iſt der beſte Platz die Anhöhe, auf welcher das **fort de notre Dame de la Garde** ſteht, oberhalb der **rive neuve**. Auf einem kahlen, aus Kalkſtein beſtehenden Felſen, welchen man in einer kleinen halben Stunde bequem beſteigen kann, liegt eine alte in gothiſchem Style erbaute Burg, in welcher eine der heiligen Jungfrau, der Patronin der Meeresleute, geweihte Kapelle ſich befindet. Eine kleine Beſatzung dient zur Bewachung und zur Beobachtung auf dem Meere, beſonders in Beziehung auf die in Quarantaine liegenden Schiffe. Die Ausſicht von dieſem **fort** iſt prachtvoll; gegen Weſten iſt das

unermeßliche Meer, welches unaufhörlich seine Wogen hin und zurücktreibt, gegen Norden, Osten und Süden sieht man die Stadt mit ihren hohen Häusern weit ausgebreitet vor sich und den Hafen und die unendliche Menge großer und kleiner Schiffe in dem Hafen; rings um die Stadt umher hat man vor Augen die reizende campagne von Marseille mit ihren 5000 blendend weiß getünchten Villa's, welche bastides genannt werden, und hinter der campagne die sie umschließenden, hoch emporstarrenden Meeralpen.

Eine herrliche Aussicht auf das Meer und die campagne hat man auch von dem château Borelly (auch Villereine genannt) aus. Dieses Schloß ist die schönste Villa von Marseille, ist unmittelbar am Meere gelegen und hat, außer einem schönen Garten, eine schöne Gemäldesammlung und Bibliothek und eine kleine geschmackvoll gebaute Hauskapelle.

Eine der angenehmsten Promenaden, welche man in Marseille machen kann, ist eine Promenade zu Meer. Hunderte von Gondeln stehen in dem Hafen bereit, um Jeden, der Lust hat, auf dem Meere spazieren zu fahren. Zuerst fährt man durch den Hafen hin mitten durch die Schiffsreihen, ist aber froh, je eher je lieber aus dem Hafen hinauszukommen, weil der Geruch in dem Hafen fast unerträglich ist. Da bekanntlich das mittelländische Meer

keine Ebbe und Fluth hat und aller Schmutz aus der Stadt in den Hafen abfließt und alle Fabriken dahin ihren Ablauf haben, so ist das Wasser ganz schwarz und stinkend und die Maschinen, welche stets beschäftigt sind, den Hafen zu reinigen, vermögen nicht ihren Zweck zu erreichen.

Von dem Hafen aus, dessen Eingang ziemlich enge zwischen zwei hohen Felsen, welche beide mit starken Forts versehen sind, durchgeht, gelangt man in die für die Schiffe nicht sehr bequeme Rhede, und von da in das hohe Meer. Die sanfte, leichte Bewegung der Gondel, die milde, weiche Seeluft, der Anblick der lachenden Ufer, die unendliche blaue Fläche über uns, die unendliche blaue Fläche unter uns, der Hafen mit den Schiffen, alles wirkt zusammen, um die Spazierfahrt auf dem Meere zur anmuthigsten und die Luft, welche man fühlt, zur wahrhaftigen Wollust zu machen. Ungefähr 4 Stunden weit vom Meere liegt auf einer kleinen Insel das **château d'If**, welches längere Zeit zum Staatsgefängniß gedient hat, und in kleiner Entfernung davon die beiden Inseln **Ratoneau** und **Pomègue**, auf welchen die Quarantaineanstalten sich befinden. Die beiden Inseln sind seit 1825 durch einen Damm von 900 Fuß Länge mit einander verbunden, wodurch ein Hafen gebildet wurde, in welchem die Schiffe, welche in Quarantaine sind, sicher liegen können. Der Hafen

ist so groß, daß 200 Schiffe bequem darin Platz haben. Da die Quarantaine in der Regel sehr lange und daher auch sehr langweilig ist, so gab dies, wie man erzählt, einem Araber den Einfall, das Leben mit der Quarantaine zu vergleichen, und er soll diesen Einfall durch folgende Inschrift (deren man, wie natürlich, in der Quarantaineanstalt unzählige findet) verewigt haben: „Das Leben ist die Quarantaine des Paradieses."

In **Marseille** findet jeden Samstag eine Emigration statt. Alle nur irgend wohlhabende Leute haben ihre Bastiden und gehen regelmäßig Samstag Abend dahin, um den Sonntag auf dem Lande zuzubringen und Montag in der Frühe wieder nach der Stadt zurückzukehren. Daher sind auch Sonntags alle Handlungen geschlossen. Uebrigens darf man sich von diesen Bastiden keine zu große Vorstellung machen noch dabei an die römischen Villa's denken. Größtentheils sind sie sehr einfach. Ein kleiner Salon mit einigen anstoßenden Zimmern, ein kleiner mit einer hohen Mauer eingefaßter Garten, worin Reben, Mandelbäume, Feigenbäume und Oliven, mitunter auch Gemüse gepflanzt sind, das ist eine Bastide von **Marseille**.

In **Marseille**, wie überhaupt in der **Provence** und im südlichen Frankreich ist durchgehends viel Religion. Die Sonntage und Festtage werden sehr

gefeiert und geheiligt, nicht aus Zwang und Nothwendigkeit, denn die Regierung bekümmert sich darum sehr wenig, sondern aus freiem innerem Antriebe, aus Liebe zur Religion und aus Ehrfurcht für ihre Vorschriften.

Was den Süden Frankreichs vor dem Norden vorzüglich auszeichnet, ist der religiöse Enthusiasmus, welcher besonders in und um **Marseille** sich in pompösen Prozessionen ausspricht, welche hier ein wahres Bedürfniß sind. Der 15. August, an dem die Himmelfahrt Mariä gefeiert wird, ist für **Marseille** ein wahrer Jubeltag, auf welchen Jung und Alt sich freut. Im südlichen Frankreich greift das religiöse Element tief in alle Verhältnisse des Lebens ein. Mit der Religiosität des südlichen Frankreichs hängt daher seine Anhänglichkeit an das legitime Königshaus innig zusammen. Die Legitimität hat auch in der Religiosität allein ihre beste, ihre einzige Stütze. Die Religion beruht auf Liebe und Treue; und sie gebietet Liebe und Treue. Die Legitimität kann aber nur durch Liebe zu ihr, durch Treue gegen sie bestehen, denn sie hat ihre Lebenskraft nicht in dem Gesetze, in dem todten Buchstaben (dies ist ein morscher Pfeiler), sondern in dem Herzen der Menschen: „Wo die Liebe fehlt, sagt Shakespeare, kehrt das Chaos zurück." Man sehe nach Frankreich, man sehe nach Spanien, nach England, nach den

meisten Staaten, und man wird finden, wie wahr die Worte des Dichters sind. Friedrich II., König von Preußen, soll in den letzten Jahren seiner Regierung einmal voll Mißmuth zu einem seiner Minister gesagt haben: „Herr, schaff er mir Religion ins Land, oder scheer er sich zum Teufel.“ Friedrich II. kam etwas spät zu der Einsicht von der Nothwendigkeit der Religion, allein er kam doch dazu. Möchten doch alle Fürsten und deren Rathgeber recht bald zu dieser Einsicht kommen, das wäre eine vortreffliche Aussicht.

Will man das Leben und die Sitten der Matrosen und der Fischer und der gemeinen Klasse von Leuten in Marseille kennen lernen, so darf man nur gegen Abend in die Straßen der alten Stadt gehen, welche zunächst an dem Hafen liegen und an den Theil des Hafens, welcher am Ende des Bazars ist. Man erschrickt, wenn man diese Menschen sieht, welche sich hier herumtreiben; ihre Physiognomien, ihr Benehmen, ihre Stimmen, ihre Sprache, ihr Anzug erregt Ekel, und dabei ist in den engen, dunkeln, schmutzigen Straßen ein solcher Gestank, daß man nicht im Stande ist, darin zu verweilen. Interessant ist es allerdings auch, zu sehen, wie die Menschen der untersten Klasse in einer Stadt, wie Marseille ist, leben; allein wenn man es einmal gesehen hat, so verlangt Einem nicht mehr nach einer Wieder-

holung. Im ganzen genommen ist der temporäre Aufenthalt in einer großen Stadt viel werth.

In einer großen Stadt lebt man mehr, denn man erlebt mehr, man lebt daher gewissermaßen länger. Die Mannigfaltigkeit dessen, was man erlebt, sieht und hört, macht das Leben reich und lang, daher auch der makrobiotische Nutzen der Reisen; wer reiset, lebt länger, als wer zu Hause bleibt.

Das Klima in **Marseille** ist sehr heiß und trocken. Im Sommer regnet es fast niemals und in keinem Falle hält der Regen länger als ein Paar Stunden an. Die Hitze im Sommer beträgt in der Regel 21—25°, weil ein jeden Tag regelmäßig zu bestimmten Stunden wehender Südwestwind (**garbin**) die Luft erfrischt. Die Kälte im Winter steigt auf 2—3°, nur selten auf 5—6° und es kommt Einem Wunder gleich, wenn der Hafen zufriert, dieses Wunder hat sich im Winter von 1508 und 1638 ereignet. Der **Mistral**, ein starker kalter Nordwestwind, welcher sich häufig erhebt und besonders im Herbste weht, ist eine Plage für **Marseille**.

Ich hatte die Absicht, von **Marseille** über **Toulon** nach **Nizza** zu gehen, allein die Cholera zwang mich, meinen Plan zu ändern und nach **Lyon** zurückzukehren, um von da aus, ohne Hinderniß einer langweiligen Quarantaine, Italien zu betreten. Ich trat daher meinen Rückweg nach **Avignon** auf einen

Sonntag an. Obgleich mir der Weg schon bekannt war, blieb er mir doch angenehm. Das Schöne ist nie unangenehm, es bleibt stets neu. Sehr lieb war es mir, daß ich gerade auf den Sonntag reisete, weil ich nun besser das Landvolk und seine Art und Weise sich zu vergnügen beobachten konnte. Der Charakter der Provenzalen ist lebhaft und munter. Die freundliche Natur des Südens ladet ohnedies zur Munterkeit und Freude ein. Munterkeit und Freude spricht sich aber überall am liebsten aus in Gesang und Tanz. So sah ich denn auch in allen Dörfern die Landleute in fröhlichen Vereinen unter dem freien schönen Himmel beisammen tanzend und singend. Die Musik zu ihrem Tanze ist so einfach als möglich. Ein einziger Musikant genügt für eine große Versammlung, denn die Musik besteht nur aus einer großen Trommel und einer Pfeife, unter deren Lärm und durchdringendem Ton das Landvolk lachend und scherzend, vergessend der Sorgen, seines Lebens auf seine Weise froh wird. O der glücklichen Einfachheit ländlicher Freuden, ländlicher Vergnügungen! Wie genügsam ist doch der Mensch im Genusse der Freuden, wenn seine Sinne noch nicht abgestumpft sind durch Genüsse aller Art!

Von **Avignon** ging ich nicht zu Wasser nach Lyon, sondern ich nahm den Landweg, um auch diesen kennen zu lernen. Im Anfange zieht sich der

Weg längs dem **Rhône** hin, dreht sich aber alsdann etwas rechts ab, so daß man den **Rhône** aus dem Gesichte verliert. Durch ein herrlich angebautes, von der Natur reich ausgestattetes Land fährt man hin bis **Sorgues**, begleitet von dem heiseren Geschrei der Myriaden von Cicaden, womit das südliche Klima erfüllt ist.

At mecum raucis, tua dum vestigia lustro,
Sole sub ardenti resonant arbusta cicadis.

Von **Sorgues** an wird die Gegend minder freundlich. Der Boden ist sehr steinig, und mager stehen die Weinstöcke, die Oliven und Maulbeerbäume da, bis man nach **Orange** kommt, wo der Boden wieder ergiebiger ist. **Orange** liegt an einem, aus nackten Felsen bestehenden, nicht sehr hohen Berge, hat sehr enge und unregelmäßige Straßen, so daß die Landstraße nicht durch die Stadt, sondern neben der Stadt vorbeigeführt werden mußte, in der Nähe einer schönen, von großen Maulbeerbäumen beschatteten Promenade. Vor der Stadt, auf dem Wege nach **La Palude**, ist der noch wohlerhaltene berühmte Triumphbogen, von dem man glaubt, er sey zu Ehren des Marius nach seinem Siege über die Teutonen errichtet worden und über welchen ein eigenes Buch geschrieben ist: „**Dissertation, dans laquelle on examine, qui sont ceux qui ont fait construire l'arc de triomphe que l'on voit à**

Orange.“ Bis La Palude geht der Weg in einer ziemlich weiten fruchtbaren Ebene hin und man nähert sich stets mehr dem Rhône, besonders von Mornas an. La Palude ist ein kleines, sehr schön gelegenes Städtchen, unfern dem Rhône. Die Häuser sind aber meistens schlecht und ärmlich gebaut und die Wirthshäuser und die cafés sind so unreinlich, daß sie in Hinsicht der Unreinlichkeit fast ein non plus ultra genannt werden können. Dabei ist noch alles, was man genießt, ungemein theuer. Von La Palude über Donzière nach Montélimart, einer nicht unangenehmen, ziemlich lebhaften, ehemals festen Stadt, ist der Weg ohne Interesse, und wird erst, wenn man Loriol passirt hat, wieder angenehm. Nun wechseln Weinbau und Fruchtbau mit einander ab und eine Menge von Maulbeer-, Mandel- und Nußbäumen zieren die Fluren. Wenn nur nicht von Montélimart bis nach Valence die Chaussée gepflastert wäre! Was man auf diesem Wege körperlich leiden muß, durch das immerwährende Gepolter und Stoßen des Wagens, ist in Wahrheit beinahe unleidlich.

Valence ist eine ansehnliche Stadt, sehr gewerbsam und sehr wohlhabend: das Urtheil, welches Frau Friderike Brun, geb. Münter in ihren Episoden über diese Stadt fällt, ist in der That unbegreiflich. Die Lage der Stadt ist sehr schön. Hart

an dem Rhône hin gebaut, in einer fruchtbaren Gegend, in der Nähe hohe nackte Felsen von seltsamer Gestalt, deren kahle Unfruchtbarkeit mit dem am Fuße derselben liegenden, anmuthigen, äußerst ergiebigem Lande einen wunderbaren Kontrast bildet, ist die Stadt extra muros von großer Annehmlichkeit, besonders wenn man die vor der Stadt längs dem Rhône hin angelegte Promenade besucht, den in steten Krümmungen sich hinschlängelnden Lauf des Flußes beobachtet und den jenseits des Flußes abentheuerlich geformten, schroffen, steil emporstarrenden Felsen vor sich hat. Auch intra muros ist Valence nicht minder annehmlich. Sie hat zwar den Fehler der meisten französischen Städte, die Unreinlichkeit der Straßen, im Uebrigen aber finden sich in ihr wohlgebaute Häuser, reiche und elegante Handelsläden, ein alter sehenswerther Dom und eine große Lebendigkeit, was zur Annehmlichkeit einer Stadt viel beiträgt. Die Vorstadt von Valence hat breitere und reinlichere Straßen und in ihr sind auch die besten Gasthöfe, unter welchen das hôtel du Louvre sehr zu empfehlen ist.

Von Valence aus fährt man dem Rhône entlang, bald näher dabei, bald entfernter davon, zwischen schönen grünen Wiesen und fruchtbaren Gefilden nach dem ziemlich bedeutenden Städtchen Tain, in dessen Nähe der berühmte rothe Wein, vin

d'Hermitage, wächst. Tain hat mit der Stadt Eßlingen in Würtemberg nicht geringe Aehnlichkeit. Die Berge nähern sich nun stets mehr der Straße und von Tain bis St. Valier, einer alten garstigen Stadt, zieht sich stets der Weg links an dem Ufer des Rhône, rechts an den Bergen hin. Ueber Roussillon, Auberive, die côte rotie vorbei nach Vienne, bietet der Weg nichts besonders Merkwürdiges dar. Nicht weit vor Vienne sieht man in der Nähe des Rhône ein wohlerhaltenes römisches Denkmal, welches aus einer von Quadersteinen aufgeführten, ohngefähr 30 Fuß hohen Pyramide besteht. Der Sage nach soll dieses Denkmal das Grabmal des Pilatus seyn (la tour de Pilate genannt), so wie in der Nähe von St. Valier auch ein Landhaus eine Villa des Pilatus (maison de Pilate) vorstellen soll. Vienne, von dem Rhône her gesehen freundlich, ist im Innern eine finstere Stadt mit düstern Straßen, an welcher außer ihrem hohen Alter und ihrem historischen Interesse nichts Bemerkenswerthes ist. Von Vienne aus wird die Gegend immer anmuthiger und erweitert sich immer mehr und von ferne schon erblickt man Lyon prachtvoll daliegend, man sieht den Rhône dahinrauschen und die Umgegend Lyons liegt da gleich einem großen Garten. Von welcher Seite man auch Lyon betrachten mag, so gewähret die

Stadt stets einen außerordentlich schönen großartigen Anblick.

Lugdunum jacet, antiquo novus orbis in orbe
Lugdunumque vetus orbis in orbe novo.

In Lyon verweilt man immer wieder mit erneuertem Interesse und wer zum zweitenmal da war, wird es mit großem Vergnügen auch zum drittenmal wiedersehen.

Von Lyon nach Savoyen ist der Weg von ungemeinem Interesse. Bis **Miribel**, dem nächsten Orte von Lyon aus, behält man zur Rechten stets den **Rhône** und genießt jenseits desselben die Aussicht auf das reiche Land, welches in üppiger Fülle seine Frucht, sein Getreide, von den mannigfaltigen Grün der Bäume herrlich kolorirt, dem Auge darbietet; zur Linken ziehen sich längs des Weges Berge hin, die jedoch eher Hügel genannt werden müssen, über und über mit Weinreben bepflanzt; im Rücken ist Lyon mit seinen Felsen und seinen hohen Vorstädten, lang gestreckt, weithin herrschend, in seiner ganzen imposanten Größe da. Nirgends präsentirt sich Lyon größer und schöner als von diesem Wege aus gesehen. Je näher man dem Flecken **Miribel** kommt, desto mehr verliert sich der großartige, weit umfassende Anblick. Der Weg wendet sich nun mehr links und man verläßt den **Rhône** ganz. Die Gegend

bleibt freundlich und mild, der Boden ist sehr fruchtbar und überall sind wohlhabende Ortschaften. Der Weinbau ist vorherrschend, obgleich auch der Getreidebau nicht vernachlässigt ist. Ein gesegnetes Land ist immer auch an Einwohnern gesegnet und von diesem Segen geben auch die beiden sehr wohlgebauten kleinen Städte **Mont Luel** und **Meximieux** Zeugniß. Mit inniger Freude sieht man den Wohlstand der durch reich belohnten Fleiß glücklichen und zufriedenen Einwohner dieser Städte und überhaupt dieser Gegend. Die Straße zieht sich von **Meximieux** aus nordöstlich, und nähert sich dem Flusse **Ain**. Die Gebirge von beiden Seiten laufen enger zusammen und erheben sich mehr und mehr. Bei dem Flecken **Rublanne** hat man immer bis **Varambon** und **Pont d'Ain** dem **Ain** zur Rechten. Das Land wird aber hier weniger ergiebig und minder freundlich, bis man bei **Pont d'Ain** den **Ain** passirt. Nun wendet sich der Weg südöstlich und man kommt in eines der schönsten Thäler, die man finden kann. Das Thal ist sehr lang, macht viele Krümmungen, und erstreckt sich bis nach **Belley**. Es ist ziemlich enge, aber äußerst fruchtbar und von dem kleinen Fluß **Furan**, welcher von **Belley** kommend bei **St. Denis** in den **Ain** sich ergießt, durchströmt. Schöne grüne Wiesen wechseln mit Fruchtfeldern ab, und eine große Menge der schönsten und stärksten Nußbäume ist überall ge-

pflanzt und giebt der Gegend eine reiche Zierde. Die Berge, ein Theil des Jura, welche das Thal einschließen, sind anfangs mit Fichten dicht bewachsen, deren erhabener Wuchs und dunkles Grün den Bergen gleichsam ein ernstes majestätisches Ansehen giebt, welches mit der milden freundlichen Vegetation des Thals, dem helleren Grün der Wiesen, dem blassen Gelb der Früchte und dem lachenden Reichthum der hochstämmigen Nußbäume einen wohlthuenden Kontrast bildet. Man nehme dazu den murmelnd dahin sich schlingenden kleinen Fluß und man hat damit eine vollendete Naturschönheit. Allmählich aber werden die Berge höher. Die Fichten bedecken nun nicht mehr die ganze Höhe der Berge, kahle Felsspitzen erheben ihre Häupter. Je weiter man kommt, desto schroffer und nackter wird das Gebirge und abentheuerlich gestaltete Felsen traten hervor. Ich habe noch nie eine so romantische Formation von Bergen gesehen als in diesem Thale. Eine hohe Felsenwand in wunderlich gezackten Spitzen auslaufend faßt das Thal ein, bis man nach **Belley** kommt, wo das Thal sich erweitert und die Berge wieder zum Theil grün werden.

Belley ist eine angenehm gelegene Stadt mit netten Häusern und ziemlich breiten Straßen. Unmittelbar an der Stadt bildet ein großer mit einer sechsfachen Reihe großer Kastanienbäume besetzter

Platz eine schöne Promenade. Von Belley hat man ohngefähr noch 3 Stunden bis zur Gränze von Savoyen. Die Straße geht immer südöstlich und der Reichthum der Vegetation sowohl des nun offener gewordenen Thals als auch der Berge umher gewährt Vergnügen. Der Weg geht über einen Erdrücken anfänglich ziemlich aufwärts, dann aber, je mehr man dem Rhône sich nähert, senkt er sich wieder. So wie man abwärts am Fuße des Erdrückens angekommen ist, wendet sich die Straße mehr südlich und plötzlich befindet man sich an steilen Felsen, an deren Rand man hinfährt bis zu den Ufern des Rhône, welcher schnell und eilig aus einem engen Thale, dessen ganze Breite er einnimmt, zwischen hohen Felsen hervorrauscht. Die ganze Natur hat hier ein wildes Ansehen, man sollte nicht glauben, daß diese Wildniß die Vormauer des milden Italiens sey. Der Rhône bildet hier die Gränze zwischen Frankreich und Savoyen. Auf einer Nähe setzt man über den Rhône und betritt nun am jenseitigen Ufer das Gebiet Savoyens.

II.

Reise durch Savoyen.

So wie man den Fuß auf savoyischen Boden setzt, wird man visitirt. Aber auch hier ist die **Douane** lange nicht so strenge, als das Gerücht sie macht, woran denn freilich die Elastizität, deren oben bei der französischen **Douane** gedacht wurde, ihren Antheil hat. Nur in Hinsicht der literarischen Kontrebande ist man sehr genau. Alles, was gegen die gute Religion und die gute Politik ist, so wie diese einmal von der Regierung als gut anerkannt ist, wird ohne weiteres confiszirt. Die Bücher wie die Menschen müssen ihren Paß aufweisen. Den Paß der Bücher bildet ihr Titel und der Name des Verfassers, und sind diese verdächtig, so dürfen die Bücher nicht passiren. Und dagegen ist auch gar nichts zu sagen. Eine jede Regierung ist ja befugt, den Eintritt in das Land allen Fremden zu untersagen, sie hat daher auch das Recht, den Eintritt an gewisse Bedingungen

zu knüpfen, und weiß man diese Bedingungen, so kann man sich darnach richten.

Der Anfang des savoyischen Landes ist ein wilder, schauerlicher Anfang. Man sieht zwischen zweien schroffen Felsenreihen mit lautem Getöse den Rhône dahinbrausen. In den Felsen sind gewaltige Grotten und eine dieser Grotten ist so großen Umfangs, daß man eine kleine Kapelle zu Ehren der Mutter Gottes hineinbauen konnte, welche gleichsam in 2 Felsen eingedrückt scheint. Alles Religiöse ist besänftigend und mildernd, und so wird durch dieses kleine Gotteshaus und das bei seinem Anblick in uns erweckte religiöse rührende Gefühl der Charakter der Gegend zwar nicht an sich, objectiv, aber in uns, subjectiv, sanfter und milder. Der Weg mußte, weil die Felsen unmittelbar bis an den Rhône reichen, durch die Felsen gebrochen werden. Man fährt daher eine Zeitlang einen schmalen Hohlweg, vor welchem dann die Straße rechtshin ablenkt, so daß der Rhône allmählich aus unsern Augen verschwindet. Die Gegend wird alsbald sehr freundlich und alles um uns her blüht und grünt. Dieser plötzliche Wechsel aus dem nackten Gesteine in die reiche Vegetation ist überraschend und ungemein erfreulich. Unferne ist das schöne Städtchen Yenne (das alte Epaona), durch welches die Landstraße führt. Yenne ist die Gränzstadt von Savoyen, sie ist gut gebaut und gut bevöl-

kert. Es iſt aber im allgemeinen Alles noch franzöſiſch, Sprache wie Sitten, und dies bleibt ſo bis Chambery, welches, ſo wie man bei den Zöllen von einer zweiten Zolllinie ſpricht, als zweite Gränzſtadt betrachtet werden kann. Von Yerne an beginnen ſogleich die ſavoyiſchen Alpen. Der Weg führt nun ſtets in die Höhe und rings umher iſt alles voll Berge, welche zum Theil mit Frucht angebaut ſind, zum Theil Waldung haben, zum Theil ganz kahl daſtehen. Am Fuße eines hohen Bergs, über welchen die Straße nach Chambery geht, angelangt, ſtieg ich aus dem Wagen, um den Berg zu Fuß zu beſteigen. Es wird Einem zwar warm und man wird müde bei dem Steigen, aber wahrlich, es lohnt ſich der Mühe, denn die Ausſicht, die ſich, während dem Gehen und beſonders wenn man einmal die Hälfte des Wegs zurückgelegt hat, darbietet, iſt entzückend. Ueberall umher, ſo weit das Auge reicht, erblickt man nichts als Berge (gleichſam ein Meer von Bergen, deſſen Wogen die einzelnen Bergſpitzen bilden) und Thäler, und fruchtbare Felder auf den Bergen und in den Thälern, und ſchöne Waldungen und hie und da kleine Seen, gleich den Spiegeln der Landſchaft. Je höher man hinaufſteigt, um ſo wilder umdrehen Einen hohe Felſen, man glaubt in das unwirthbarſte Land zu kommen und auf dem Gipfel des Berges hat man unerwartet in das fer-

seitige Thal den herrlichsten Anblick, den lac du Bourget mit seinen lachenden Ufern. Eine ruhige spiegelhelle blaue Wasserfläche liegt der See da und an seinen Ufern eine üppige Vegetation (das Land gleicht einem bunt geschmückten Garten), und hübsche Ortschaften zieren die Ufer und viele Villa's umgeben dieselben. An dem See liegt das berühmte savoyische Bad Aix les bains. Die beiden Ufer des Sees (welcher durch einen Kanal mit dem Rhône in Verbindung steht) sind von hohen Felsen mit vielfach gezackten Gipfeln, als wie von einer hohen Mauer mit Zinnen, bekränzt. Beim Herabfahren des Berges hat man, da der Weg (welcher erst seit 12 Jahren besteht) in einem immerwährenden Zickzack geht, den Genuß, daß man den See und seine Ufer lange und von den verschiedensten Seiten her sehen kann. Unten am Fuß des Berges liegt der kleine Flecken Bourget, von wo aus bis Chambery nur noch 2 Stunden sind. Der Weg bis Chambery geht ein ziemlich breites, schön angebautes, fruchtbares, von vielen Bächlein und Quellen bewässertes Thal hindurch, welches auf beiden Seiten von gewaltigen Bergen umringt ist.

Chambery ist eine schöne, romantisch gelegene, sehr belebte, wohlhabende Stadt, besonders verdient die große breite Straße und die an dieselbe anstoßenden, neu gebauten, Arkaden besucht zu werden. Das

Schloß in Chambery ist unansehnlich und in einem alten finstern Style gebaut. Der Schloßgarten, ob er gleich klein ist, gewährt eine angenehme Promenade zwischen den hohen alten Kastanienbäumen, unter deren Schatten man gerne wandelt. Das Theater ist noch neu und gut gebaut. Eines der schönsten Gebäude, welches aber (wie auch ganz recht ist) vor der Stadt liegt, ist noch die Charité, ein wahrer Pallast, mit einem großen Garten. Militär ist in Chambery sehr viel, und das piemontesische Militär ist das schönste, welches ich noch gesehen habe. Die Offiziers haben alle eine sehr reiche und geschmackvolle Uniform, und auch die Gemeinen sind sehr gut gekleidet. Auch haben die Truppen eine herrliche militärische Haltung. Die Kasernen sind sehr groß und geräumig und in einem gefälligen Style, nicht gleich Gefängnissen wie unsere teutschen Kasernen meistentheils, gebaut.

Interessant ist Chambery aber besonders durch seine Lage. Umgeben von hohen Bergen, deren kahle Scheitel hoch sich erheben, liegt Chambery in einem fruchtbaren, freundlichen Thale, am Zusammenfluß der beiden Flüsse Lesse und Orbane, und hat dadurch einen eigenthümlichen Reiz, daß die milde und zarte Natur und die italienische Vegetation des Thals auch einen milderen Ton über die schroffen Felsen verbreitet und den rauhen Charakter derselben besänf-

tigen. Ein angenehmer Spaziergang, die Kaserne und die Charité vorüber, führt rechts auf eine kleine mit Kastanienbäumen bewachsene Anhöhe, von wo aus sich die Stadt mit ihren Thälern und Bergen und ihren beiden Flüssen schön präsentirt.

Das beste Gasthaus ist das hôtel de la poste, wo gute und wohlfeile Bedienung ist. Chambery ist noch ganz eine französische Stadt, mit ihr hört aber das Franzosenthum auf. Zwar spricht man in ganz Savoyen französisch, freilich ein schlechtes Französisch und auf dem Lande ein unverständliches Jargon, allein die Sitten ändern sich und ein gutmüthiger, offener, freundlicher, aufrichtiger Schlag Menschen begegnet uns in den Savoyarden. In Savoyens engen unwirthbaren Thälern wohnt ein noch wenig verdorbenes Volk auf einfache Weise in schlichten Sitten.

Um von Chambery nach Turin zu gehen, accordirte ich mit einem Vetturino (Fuhrmann) einen bequemen Platz in einer sehr guten Chaise um 35 Franken, wobei das Abendessen und das Schlafzimmer nebst dem Trinkgelde (la bonne main genannt) mit inbegriffen war. Die Einrichtung mit den Vetturini ist in Italien schon sehr alt, es giebt aber für Reisende keine bequemere und angenehmere. Man kann mit den Vetturini auf zweierlei Art übereinkommen. Man nimmt entweder blos einen Platz in der Chaise und sorgt selbst für Kost und Quartier,

oder man bedingt sich zu seinem Platz noch das Abendessen und das Schlafzimmer (für Frühstück und Mittagessen bleibt man sich selbst überlassen). Die zweite Art, welche schon Stollberg für die beste anpreiset, ist die vorzüglichere. Da die Vetturini nur kurze Tagereisen machen, so brauchte ich bis Turin volle 4 Tage.

Savoyen zu bereisen ist zwar nicht Jedermanns Sache, es gehört dazu eine eigene Lust und Liebe, wer aber für die Natur, für die große erhabene Natur, Sinn und Gefühl hat, der mache die Reise, diese Reise belohnt sich. Durch schön angebaute Fluren, reich an Wein und Frucht, die Landstraße mit hohen Pappeln und dicken Weidebäumen besetzt, geht der Weg durch ein ziemlich breites Thal südlich nach dem kleinen Städtchen Montmélian, bei welchem die Isère raschen Laufs nach Frankreich vorübereilt. Die Landleute auf der Straße sind höflich und freundlich und grüßen zutraulich die Fremden, und daran merkt man denn schon, daß man den französischen Boden verlassen hat, denn in Frankreich wird man nimmermehr finden, daß der Landmann vor einem Fremden den Hut abzieht oder ihn irgend grüßt. Der Franzose, ein Mitglied der „großen Nation" (risum teneatis amici!) hält es unter seiner Würde, hält es für ein Verbrechen, gegen das Prinzip der allgemeinen Gleichheit, und für erniedrigend, den Fremden

und überhaupt den in der menschlichen Gesellschaft mit oder ohne eigenes Verdienst höher Gestellten zuvorkommend zu grüßen; und in gewisser Hinsicht ist diese französische Nationaleigenheit oder Nationaleitelkeit nicht gering zu schätzen, weil sich dadurch das allgemein verbreitete Gefühl für den gleichen Menschenwerth ausspricht; menschenfreundlich ist sie aber nicht, denn sie ist sehr egoistisch und der Egoismus ist immer etwas inhuman.

Von **Montmélian** zieht sich die Straße gegen Osten, und ein schwarzer, hoher, schroffer, weit ausgedehnter und hervorspringender Fels erhebt sich zur Linken. So wie man denselben vorüber ist, kommt man nach dem Flecken **Maltaverne** und kurz darauf in den Anfang des Thals **Maurienne**, welches bis zum **Mont Cenis** sich erstreckt und durch welches der reißende in die **Isère** sich ergießende **Arc** (auch **Arche** genannt) strömt. Die Gegend wird nun unfruchtbarer und wilder, aber sie wird erhaben und großartig. Die Berge werden stets höher, das Thal enger, der **Arc** stürmischer, je mehr man sich dem Städtchen **Aiguebelle** (**Aquae bellae**) nähert. **Aiguebelle** ist der Schlüssel des Thales **Maurienne**, welches hinter dem Städtchen erst eigentlich diesen Namen bekommt. Es liegt hart an dem **Arc**, hat eine breite Straße, an derem Ende ein zu Ehren des verstorbenen Königs **Carlo Felice**

errichteter Triumphbogen steht, und ist wegen der Aussicht, welche man in das Thal und der Ansicht, welche man an die steilen Berge hat, ein nicht unangenehmer Aufenthalt für einen Durchreisenden. Das hôtel de la poste ist zwar nicht glänzend, aber man kann damit doch zufrieden seyn. Das Essen ist besser als die Zimmer. Besonders schmackhaft ist eine besondere Art von weißem süßen Käse, welcher Tomme genannt wird und den man nur in Savoyen findet.

Bei Aiguebelle war es, wo Hannibal bei seinem Zuge nach Italien den ersten Kampf mit den damals wilden Einwohnern bestand. Wo vor mehr als 2000 Jahren Hannibal zum erstenmal ungebahnte, ungewohnte Wege zog, er, der ungewöhnliche Mann, der überall sich selbst Bahn brach, reist man nun bequem und sicher auf einer herrlichen Landstraße; wo wilde Menschenstämme und wilde Thiere hausteten, da wohnen nun kultivirte Völker. Lange Zeit mußte aber vergehen, bis alles so ward, wie es jetzt ist. Wie langsam sich doch alles in der Welt entwickelt und bildet! Wie langsam nähert sich die Menschheit! Aber auch wie nothwendig, wie weise ist diese Langsamkeit, wenn die Entwickelung und Bildung dauernd, wenn die gegenseitige Annäherung Bestand haben soll. Gut Ding will ja überall Weile haben! Und sonderbar! durch den Krieg,

durch ein gewaltsames Mittel, wurden die Menschen erst einander genähert, wurden die Nationen, wurden die Welttheile in Verbindung gebracht; und die friedlichen Mittel, welche die Annäherung besser vermitteln und die Verbindung erhalten sollen, Religion (die Mutter aller Wissenschaften und Künste) und Handel mußten auch erst mit Hülfe des Kriegs durchgesetzt werden. Der griechische Mythus, welcher den Ares zum Vater der Harmonia macht, enthält eine große Wahrheit.

Von Aigubelle aus wird das Thal immer wilder, die Berge werden stets höher und sind schon hie und da mit Schnee bedeckt. Der Arc rauscht tobend und schäumend über Felsen und Steine und spritzt hoch in die Höhe den Staub seiner Wellen. Einen reißender dahin eilenden Fluß kann man sich gar nicht vorstellen. Die Lutschina in der Schweiz ist unbedeutend gegen den Arc. Dabei ist der Arc lange Strecken weit ganz trüb und schmutzig, sein Wasser sieht schwärzlich aus. Die Berge umher sind nämlich sehr schieferreich und von ihnen herab strömen schwarze Quellen, ergießen sich in den Arc und färben sein sonst weißes klares Wasser schwarzgrau. Die Wege durch Thäler sind dadurch sehr angenehm und unterhaltend, daß sie durch die häufigen Drehungen und Wendungen des Weges immer neue Aussichten darbieten und die Aufmerksamkeit stets gespannt

erhalten. Das Thal **Maurienne** ist sehr unfruchtbar, meistens ist alles nackter Fels und Stein. Wo aber nur irgend etwas Land zum Anbau sich findet, ist es benutzt. Die Frucht wird der Natur gleichsam abgetrotzt. Die Wohnungen der Landleute sind klein und nieder, meistentheils aber mit Schiefer gedeckt, welcher hier im Ueberfluß zu haben ist. Der Landmann muß in der That sein Brod mit dem Schweiße seines Angesichts verdienen und kaum daß er es so sich verdient. Wir nennen die Wohnungen dieser Landleute und sie selbst arm und zwar mit Recht, wenn wir sie mit unseren Wohnungen und mit unseren Landleuten vergleichen. Wir nennen das Land arm, wo wir nicht finden, woran wir gewöhnt sind und was uns durch Gewohnheit zur andern Natur geworden ist. Aus unserem alltäglichen Leben abstrahiren wir uns den Begriff von Armuth und Reichthum. Durch die Kenntniß anderer Länder und anderer Leute (wie das Land, so die Leute) wird aber dieser Begriff sehr modifizirt. Für den Savoyarden sind die Bedürfnisse der Natur die Gränzen seiner Begierden. Weitere Bedürfnisse kennt er nicht, er weiß nichts von den Bequemlichkeiten und feineren Genüssen des Lebens. Beten und Arbeiten, in diesen zwei Dingen besteht hauptsächlich sein Leben. Und dabei ist er doch vergnügt. Es kommt nicht so viel darauf an, was man hat, als ob man mit dem,

was man hat, genug hat. Die Armuth wie der Reichthum, beide sind sehr relativ. Die Armuth ist die Unvermöglichkeit, seinen Bedürfnissen abzuhelfen; es hängt daher von der Zahl und dem Grade der Bedürfnisse und dem Vermögen, ihnen zu genügen, ab, ob man Jemanden arm oder reich nennen soll. Es ist aber fast unglaublich, mit wie wenig der Mensch leben, zufrieden und glücklich leben kann. Groß ist die Wahrheit jener Stelle:

> Vita *sibi sufficientis* operarii condulabitur et in ea invenies thesaurum.

Savoyen giebt einen Beleg dazu. **Rousseau**, welcher lange in Savoyen gelebt hat, wünscht dem Volke seiner gutmüthigen Liebenswürdigkeit wegen einen größeren Wohlstand: „c'est dommage que les Savoyards ne soient pas riches;“ er korrigirt aber sogleich wieder seinen Wunsch: „ou peut-être seroit-ce dommage qu'ils le fussent; *car tels qu'ils sont*, c'est le meilleur et le plus sociable peuple.“

Ueber die zwei kleinen Dörfer **La Chapelle** und **Grande Maison** kommt man nach der ehemaligen Hauptstadt der Grafschaft **Maurienne**, nach **St. Jean Maurienne**.

St. Jean Maurienne hat zwei Theile, die Vorstadt und die eigentliche Stadt. Diese ist finster und

düster, hat schlechte Häuser und enge schmutzige Straßen, aus welchen man je eher je lieber sich wieder entfernt. Die Vorstadt aber, durch welche auch die Landstraße führt, hat breite Straßen und unter diesen ist jene, in welcher die Arkaden sich befinden, die schönste und neueste. Das Schloß, die ehemalige Residenz der Grafen von **Maurienne**, ist am Ende der Vorstadt, ein altes unansehnliches Gebäude. Dem Schlosse gerade gegenüber ist die ebenfalls alte, aber im Innern wohl eingerichtete und reich verzierte **Cathédrale**; sie ist das sehenswürdigste Gebäude der Stadt. Es war eine Zeit und diese Zeit ist seit Jahrhunderten schon vergangen, wo man es für den größten Ruhm und für die schönste Zierde einer Stadt hielt, einen herrlichen Tempel Gottes zu haben. Alle andere Gebäude sollten gegen jenen zurücktreten, so wie die weltlichen Zwecke den göttlichen Zwecken nachstehen müssen. Aus jenen Zeiten ist die **Cathédrale von St. Jean Maurienne**, aus jenen Zeiten sind alle jene Kirchen Europas, welche noch jetzt die Hauptzierden der Städte sind. Aus ähnlichen Zeiten stammen auch die griechischen und römischen Tempel, die wir in ihren Trümmern noch bewundern. So wie man früher Klöster und Kirchen baute, so baut man jetzt Kasernen und Zuchthäuser, wo man denn gewiß unserem Johannes von Müller beistimmen wird, welcher „fleißige Klöster

der Vermehrung der Kasernen" vorzieht. Das um die Stadt herumliegende Land ist theils mit Reben, theils mit Obstbäumen, theils mit Feldfrüchten, besonders mit Weizen angebaut. Die wenigen Städte, welche in dem Thale sich finden, sind natürlich an jenen Stellen angelegt, welche die fruchtbarsten sind, und sie erscheinen gleichsam als Oasen mitten zwischen den hohen mit Schnee bedeckten Bergen. Von St. Jean Maurienne aus gewinnt das Thal ein schauerliches Ansehen. Der Arc stürmt gewaltig daher. Es ist wirklich auffallend, mit welcher Raschheit, mit welcher reißenden Schnelligkeit, mit welchem Lärmen und Toben dieser Strom, mit seinen Wellen hohe Felsblöcke überschüttend, dahin saust und braust. Von allen Seiten strömen ihm von den Gipfeln der Berge herab bald größere, bald kleinere Quellen, deren geschlängelten Lauf man mit Vergnügen beobachtet, ihre Wasser zu und bilden zum Theil prächtige Kaskaden. Fruchtbares Land sieht man fast keines mehr, alles ist Stein, nackt und kahl. Schwarze fürchterliche Felsenberge erheben ihre zum Theil zugeschneiten Häupter hoch empor, und ihre immer mehr wachsende Höhe zeigt an, daß man dem höchsten Punkte der südlichen Alpen nahe rückt. Man sieht ganz erstaunt dieses ungewöhnliche erhabene Schauspiel der Natur an, und ganz unverhofft, indem der Weg sich östlich dreht, wird man ein immer

mehr und mehr sich erweiterndes, mit grünen Wiesen, fruchtbaren Feldern und herrlichen Bäumen geschmücktes, von Ost nach West sich ausdehnendes, amphitheatralisch sich herumziehendes, von einer mit schönen Waldungen bewachsenen Felsenwand geschlossenes Thal gewahr, in welchem das Dorf St. Michel liegt. Das innere Vergnügen, das freudige Gefühl, welches man bei diesem unerwarteten Anblick empfindet, ist groß, und unwillkührlich bricht man in laute Aeußerungen der Verwunderung aus. Wie übrigens die ganze Kultur, der ganze Anbau dieses Thals, wie überhaupt aller Thäler Savoyens und der Schweiz, von den Geistlichen und von den jetzt so sehr verachteten Mönchen ausging, beweisen, wenn es auch die urkundliche Geschichte nicht sagte, die Namen der Städte und Dörfer, welche fast alle von einem Heiligen hergenommen sind. Der christlichen Religion verdanken wir alles, was wir haben und was wir sind.

Der Weg dreht sich nun von St. Michel aus links und das lachende Land verändert sich wieder in einen engen, fast ganz von dem Arc ausgefüllten, mit schroffen Felsen starrenden Thalweg. Der Arc, den man bald zur Rechten bald zur Linken hat, ändert nun seine Farbe und ist wieder weiß, eilt aber noch mit seinem furchtbaren Ungestüme. Reichlich fließen auch hier von den Felsen die Quellen herab

und ſtürzen oft in den ſchönſten Waſſerfällen, ſo daß durch das Anprellen auf die Felſen die Waſſermaſſe in Waſſerſtaub zerſtiebt, herunter, um den Arc zu verſtärken. Zuweilen, jedoch nur kurze Strecken, läuft der Arc auch ruhig dahin, immer zwar in Eile, aber keine Felſen und Steine ſind ihm im Wege, über welche er erſt gewaltſam ſeine Wogen ſchleudern müßte. Und ſo gewährt der Arc ein Bild des menſchlichen Lebens, welches auch bald ſtürmiſch bald freundlich, immer jedoch in eilendem, drängenden Laufe bald geraden Weges, bald in Krümmungen ſich windend, nur ſeltene Augenblicke von Sorgen, dieſen Klippen des Lebens, befreit, dahinſtrömt.

Auffallend häufig ſind im Thale St. Maurienne die Kröpfe, welche oft die unförmlichſte häßlichſte Geſtalt haben und wie lange Beutel am Halſe herabhängen. Ueberhaupt gewahrt man weder unter Männern noch Weibern ein ſchönes Geſicht. Wohnt in Cirkaſſien das ſchönſte Geſchlecht weißer Menſchen, ſo wohnt in Savoyen eines der häßlichſten. Die Cretins ſind nicht ſelten, beſonders in der Umgegend von St. Jean. Einen traurigeren Anblick kann man kaum ſehen, als den dieſer Unglücklichen. Ein bekannter königlich preußiſcher Philoſoph ließ ſich von dieſer Trauer ſo ſehr hinreißen, daß er in ſeiner „Reiſe durch die Schweiz, Italien und das ſüdliche Frankreich" zweifelt, daß hier die Vorſehung gerechte

fertigt werden könne. Man iſt wahrhaftig glücklich, wenn man lieber gar keine Philoſophie hat, als eine ſolche, die uns zu Zweifeln an Gottes Vorſehung führt. Die Philoſophie ſoll kein Religionsableiter ſeyn (in dem Sinne wie man von Blitzableiter ſpricht), ſonſt verdienten alle Philoſophen (wie die Poeten aus Plato's Staaten) aus unſeren Staaten verbannt zu werden. Die ächte Philoſophie aber iſt dies auch nicht, im Gegentheile, alle ächten Philoſophen waren Bekenner und Vertheidiger der Religion, wie Jedermann zur Genüge erſehen kann aus dem bekannten großen Werke des Herrn von Genoude: „la raison du christianisme.“ Eine große Wahrheit enthält der berühmte Ausſpruch des Bakon von Verulam: „wenig Philoſophie führe von Gott ab, viel Philoſophie führe zu Gott hin.“ Um die natürlichen Urſachen des Kretinismus und die Mittel, ſeiner Entſtehung möglichſt vorzubeugen, kennen zu lernen, darf man nur die intereſſanten Bemerkungen in Saussure's Reiſe durch die Alpen, Bd. IV. S. 234 folg. leſen, woraus ich hier folgenden Auszug mit mitzutheilen erlaube. Nach Saussure iſt der Kretinismus eine Folge der Erſchlaffung der Nerven. Alle Kretinen haben Kröpfe, ihr Fleiſch iſt weich und gleichſam welkend, ihre Haut hängend und ſchlaff, ihre Zunge dick, ihre Lippen und Augendeckel hervorſtehend und groß, die Farbe ihrer Haut gelb oder

ins Braune spielend (daher auch der Name **Marons**). Mit der physischen Erschlaffung hängt auch die psychische (vermöge des Kausalnexus zwischen Körper und Seele) zusammen. Alle Kretinen sind daher außerordentlich träge und obschon die Bedürfnisse sie zu den zur Erhaltung des Lebens unumgänglich nothwendigen Bewegungen antreiben, sind sie doch von ungemeiner Indolenz und Nachlässigkeit; es giebt sogar unter ihnen solche, welche keiner freiwilligen Bewegung fähig sind, außer, daß sie die Nahrung, die man ihnen, gleich neugeborenen Kindern, mit dem Löffel beibringt, hinunterschlucken können. Die Krankheit nimmt in der Jugend, wo die Nerven noch weich und biegsam sind, ihren Anfang, denn diejenigen, welche bis ins achte und zehnte Jahr davon noch nicht ergriffen sind, bleiben für ihr ganzes Leben davon befreit. Fremde, die sich in dem Lande niederlassen, werden nie damit geplagt; ihre Kinder aber sind derselben so gut als die der Einheimischen ausgesetzt. Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß man weder in den hohen Thälern, noch in den aller Orten offenen Ebenen Kretinen antrifft. Kein Thal, das mehr als 500 bis 600 Klafter über dem Meere erhaben ist, ist der Krankheit unterworfen. **Saussure** fand auf seinen Reisen durch die Alpen, daß Bauern einer gleichen Nation und gleicher Lebensart in gleichem Thal und an den Ufern desselben Waldwassers

ſich in den oberen Theilen des Thals vollkommen geſund, lebhaft und aufgeweckt befanden, und daß die Symptome des Kretinismus erſt in den niedrigeren Gegenden zu erſcheinen anfingen und bis zu einem gewiſſen Gränzpunkt ſtets ſich vermehrten, jenſeits deſſen aber, weil die Thäler ſich daſelbſt nach der Ebene hin öffnen, die Krankheit nach gleichen Graden wieder abnahm, bis ſie ſich endlich in den Ebenen oder großen offenen und den Winden ausgeſetzten Thälern wieder verlor. Dieſe Stufenfolge und dieſe Schattirungen des Kretinismus zeigten ſich ſowohl in den Thälern von Wallis und überhaupt in allen dieſer Krankheit unterworfenen Alpenthälern, als in den ſavoyiſchen Thälern, in dem von **Aosta** und von **Maurienne**. Die Urſache der Krankheit liegt nur in der Hitze und der Stagnation der Luft, welche durch die die Thäler umgebenden Berge eingeſchloſſen wird. Die in dieſen Thälern eingeſchloſſene Luft, wenn ſie durch die Sonnenſtrahlen erhitzt wird, geht in eine Art von Korruption über (gleichſam in eine todte Luft). Dieſe heiße verdorbene Luft wirkt dann vorzüglich auf die zarten Nerven der Kinder und bringt in denſelben eine beträchtliche Erſchlaffung hervor, aus welcher dann jenes Aufſchwellen und jene Atonie, das eigentliche Kennzeichen dieſer Krankheit, entſtehen. Die Ausdünſtungen der Sümpfe, welche den Grund einiger dem Kretinismus unter-

worfenen Thäler einnehmen, tragen mit zu diesem bei. Um der Krankheit vorzubeugen, lassen die reicheren Bewohner von Sitten und von Aösta ihre Kinder bis ins zehnte oder zwölfte Jahr auf den Bergen erziehen; Einige schicken auch ihre Frauen zum Wochenbette auf die Berge oder lassen sie die ganze Zeit der Schwangerschaft auf diesen Höhen leben, und man hat kein Beispiel, daß dieses Verwahrungsmittel nicht von den glücklichsten Folgen gewesen wäre. Den ärmeren Leuten giebt Saussure den Rath, daß sie ihre schwangeren Weiber und kleinen Kinder möglichst vor der Sonne verwahren und ihnen die kühlsten Oerter ihrer Häuser einräumen, ihnen leicht verdauliche Speisen geben und sie von Zeit zu Zeit mit Essig vermischtes Wasser trinken lassen, welches, zugleich tonisch und kühlend, der Fäulniß widersteht. Zur Abkühlung und Reinigung der Luft sollten um die Häuser Bäume gepflanzt und besonders stehenden und sumpfigen Wassern Abzug verschafft werden.

Dieser Auszug mag ein kleiner Beitrag seyn zu dem Beweise, daß die wahre Weisheit von wahrer Wissenschaft nicht getrennt werden kann, und daß beide eine wahre Theodizee sind.

Je weiter man fährt, desto mehr steigt man in die Höhe, in jene Regionen, in welchen der Sommer kurz, der Winter lang ist. Die Kälte wird sehr empfindlich. Man ist nun umringt von Bergen, de-

ren oberſte Gipfel von ewigem Schnee und Eis bedeckt ſind, wozu eine Höhe über 1400 bis 1450 Klafter gehört (d. h. 8400 bis 9000 Fuß). Mitten in dieſen Bergen liegt das kleine Städtchen **Modane**, in welchem das **hôtel des voyageurs** zu empfehlen iſt, den Wein ausgenommen, welcher aus einer ſchlimmen Quelle gefloſſen ſeyn muß.

Von **Modane** aus nähert man ſich ſtets mehr dem Fuße des **Mont Cenis**, daher auch die Straße ſich immer höher hinauf zieht. Zwiſchen ſchroffen Felſen hin kommt man vorüber an der Feſte von **Bramant**, welche zur Vertheidigung des Paſſes von dem Thale **Maurienne** nach den **Mont Cenis** vortrefflich gelegen iſt, indem ſie ſich ſehr weit ausdehnt. Durch Aufziehung der Zugbrücken, über welche man fährt, kann ſogar die ganze Paſſage nach **Piémont** nöthigen Falles unterbrochen werden. Eine kleine Strecke von **Bramont** weiter ſenkt ſich die Straße etwas und man paſſirt bei dem Dorfe **Termignon**, hinter welchem das Thal **Maurienne** ſich bald endigt, den **Arc**. Nun erhebt ſich der Weg von neuem bis **Lans le Bourg** und man befindet ſich jetzt unmittelbar am Fuße des **Mont Cenis**. Um die Pferde zu erleichtern, ging ich den Berg zu Fuß hinauf. Mit ganz eigenen Gefühlen beſteigt man ihn. Die große, erhabene Natur um uns, die hiſtoriſchen Erinnerungen in uns erheben den Geiſt.

Hier war es, wo Hannibal unter mühseligen Kämpfen und unendlichen Schwierigkeiten mit seinen karthaginensischen Schaaren und afrikanischen Elephanten die noch nie vor ihm bestiegene Höhe hinzog, um an Rom Karthago zu rächen, er zuerst brach die Bahn durch die Felsen, die ihm den Weg versperrten. Hier bahnte der Hannibal der neueren Zeit, Napoleon, die herrliche Straße, auf welcher man nun bequem wandelt. Rings um uns her sind hoch emporstarrende Berge mit ewigem Eis und Schnee, unter welchen der **Mont Iséran**d gewaltig hervorragt. Vor Einem liegt weit ausgebreitet, lang hin sich erstreckend, der **Mont Cenis**, ein ungeheuerer Berg, dessen Gipfel vielfach getheilt sind, von denen die beiden höchsten den Namen **le grand Cenis** und **le petit Cenis** führen, und zwischen welchen mitten hindurch die Landstraße geht. Zwei Wege führen den **Mont Cenis** hinauf, die alte unbequeme kleine Straße, nur für Fußgänger und Saumrosse gangbar, auf welcher man binnen 2 Stunden, weil sie steil hinaufführt, die Spitze erreicht; und die neue, bequeme, breite Straße, auf welcher man, weil sie schlangenförmig stets sich wendet, 5 Stunden braucht. Weite Aussicht hat man gar nicht beim Hinaufsteigen, weil man sich in der Mitte von den höchsten Bergen befindet. Allein die Ansicht ist majestätisch und man wünscht sich gar keine weitere Aussicht. Je

höher man hinaufsteigt, um so empfindlicher wird die Kälte, um so mehr nimmt alle Vegetation ab, kein Baum wächst mehr, keine Quelle rinnt, alles ist nackt und kahl, nur Felsen und Schnee sieht man über sich und vor sich und ganz unten in der Tiefe des Thals sieht man schwach noch ein kleines sich hinschlängelndes Wasser und auch dieses verliert sich bald, es ist dies der Arc, den man hier zum letztenmal sieht. Auf der höchsten Höhe des Weges, gerade in der Mitte der Straße, ist die Gränze von Savoyen und Piemont. Hier setzte ich mich wieder in den Wagen und fuhr in das Gebiet von Piemont.

III.

Reise durch Piemont.

Sogleich von der Gränze an geht der Weg abwärts. Nicht lange und man erblickt unerwartet auf der rechten Seite den Anfang eines klaren Sees. Allmählich wird die Gegend offener, der Mont Cenis bildet einen großen Halbkreis und der ganze ziemlich bedeutende See liegt vor Einem da, wie er sein blaues Wasser ruhig dahinströmt. Seine kleinen Wellen schlagen an die Felsen des grand Cenis, welcher mit seinem breiten Schneerücken hoch in die Wolken hineinreicht. Dem grand Cenis gegenüber liegt der petit Cenis, welcher ebenfalls seinen schneebedeckten weißen Scheitel mächtig emporstreckt. In dem Thale, welches hier der Mont Cenis bildet, wächst zwar kein Baum, nur niederes Gesträuch erblickt man, aber dabei einen üppigen Graswuchs, mit tausend und abermal tausend der mannigfaltigsten lieblichsten Blümchen bunt geschmückt, welche mit ihrem Aroma die reine Luft balsamisch erfüllen. Hie

und da wachsen auch wilde Artischocken. Man hat hier zugleich den höchsten Winter und den höchsten Sommer vor Augen, und beide, so nahe beisammen, gewähren ein erhabenes, tief ergreifendes Schauspiel. Eine Oase mitten in der Wüste, wen erfreut sie nicht? Ein grünendes Eiland mitten in einem Meer von Schnee und Eis, wen entzückt es nicht? Die Natur ist die höchste Poesie. Was kein Dichter mit seiner reichsten Phantasie sich vorstellen und seiner dichterischsten Kühnheit zusammen zu schildern wagen könnte (wenn er nicht das Bild davon wirklich erblickte), das hat die Natur zusammengeschaffen im schönsten Vereine in der innigsten Harmonie. In dem See sind die besten Forellen, die man finden kann. Er steht mit dem mittelländischen Meere in Verbindung. Aus ihm entspringt nämlich das Flüßchen Cenise, welches mit der Dora vereinigt in den Po fällt und mit diesem in den venetianischen Meerbusen sich ergießt.

In der Nähe des Sees an der Landstraße sind mehrere Gasthäuser, von welchen das hôtel de la vieille poste sich gut auszeichnet. Schon sein Aeußeres, so zu sagen seine Physiognomie (auf welche überall so viel ankommt), ist versprechend und das Innere ist diesem entsprechend. Die frische Butter, die frischen Eier, die frischen Forellen, der frische Käse schmecken Einem in dieser hohen menschlichen

Wohnung ganz vortrefflich. Als ein Curiosum verdient das Brod, welches man hier bekommt, angeführt zu werden. Zweierlei Art Brod wird Einem vorgelegt, zweijähriges und vierteljähriges. Das erste ist von Spelz und schmeckt zum Butter, trotz seiner unendlichen Härte, doch nicht übel. Das zweite ist das gewöhnliche Brod, es ist von Waizen, und, obgleich im Innern etwas schimmlicht, dennoch recht gut genießbar.

Selten sind, selbst im höchsten Sommer, die Tage, an denen es auf den Mont Cenis ganz heiter und windstill ist. Fast in der Regel ist es hier oben wolkig, regnerisch, windig. Und ich hatte von Glück zu sagen, daß der Tag, an welchem ich oben war, zu den Ausnahmen gehörte. Der Sommer, d. h. die Zeit, wo kein Schnee fällt, dauert nur 2 oder höchstens 2½ Monat, vom 24ten Juni bis Ende August. In diesem Jahre fiel am 24ten Juni der letzte Schnee. Im Winter ist der Schnee so hoch, daß die Häuser halb im Schnee stehen und daß die Straße gar nicht mehr kennbar wäre, wenn nicht der ganze Berg hinauf und hinunter in gewissen Zwischenräumen hohe Kreutze an dem Rande des Weges errichtet wären, welche, über den Schnee hervorstehend, den Weg bezeichneten, um ihn durch Wegräumung des Schnees wieder fahrbar machen zu können. Ebenso sind von Distance zu Distance den Berg aufwärts

und abwärts Zufluchtshäuser (casa di ricovero), ohngefähr 30 an der Zahl, längs des Weges erbaut, wo im Winter die Reisenden sich erwärmen und bei Unfällen schnelle Unterkunft finden können. In dem großen Kapuzinerkloster, unfern des hôtel de la vieille poste, sind beständig vier Kapuziner, bei welchen arme Reisende gegen eine kleine Entgeltung von nur 4 sous essen und übernachten. Es ist in der That musterhaft von der Regierung für die Bequemlichkeit der Reise und die Erleichterung der Reisenden Sorge getragen. Die Straße ist vorzüglich gut unterhalten. Von dem hôtel de la vieille poste geht der Weg eine ziemliche Strecke gerade fort an dem Kapuzinerkloster vorüber, in dessen einer Hälfte piemontesische Carabinieri stationirt sind, und wendet sich hierauf etwas rechts hin; und von hier aus sieht man plötzlich aus dem eisigen Winter herab in den milden Frühling. Da unten ist alles grünend und blühend, eine üppige Vegetation ist vor unsern Augen, die Berge schütten von allen Seiten ihre Quellen bald in größeren bald in kleineren Kaskaden herab, sie werden wieder bekleidet mit hochstämmigen Bäumen, an ihrem Fuße sind herrliche Gefilde, abwechselnd mit reichen Wiesen. Die lachende freundliche Gegend kündet uns an das Land:

Où le ciel serein nous donne
Le printemps aprés l'automne
Sans faire place à l'hiver.

Jetzt begreift man, wie den Hannibal und seine Karthaginenser ein freudiger Enthusiasmus ergriff, wie sie, leicht vergessend alles überstandene Ungemach, mit neuem Muthe, mit frischen Kräften sich beeiferten hinab zu gelangen in das Land, wo sie reichen Lohn für ihre Arbeit erwarteten. Wie dem Kolumbus zu Muthe war, als nach langer verzweiflungsvoller Fahrt der Ruf Land! Land! erscholl, so mußte es dem Hannibal und seine Kriegsgenossen zu Muthe seyn, als sie ausrufen konnten Italien! Italien!

Nun lernt man auch erst recht würdigen jene vortreffliche Ode, womit Petrarka auf seiner letzten Reise von Avignon nach Italien in seelenvoller Begeisterung sein schönes Vaterland begrüßte:

Salve, cara Deo tellus sanctissima, salve!
Tellus tuta bonis, tellus metuenda superbis!
Tellus nobilibus multum generosior oris,
Fertilior cunctis, terra formosior omni
Cincta mari gemino, famoso splendida monte,
Armorum, legumque eadem veneranda sacrarum,
Pieridumque domus, auroque opulenta virisque,
Cujus ad eximios ars et natura favores
Incubuere simul, mundoque dedere magistram.

Ad te nunc cupide post tempora longa revertor
Incola perpetuus. Tu diversoria vitae
Grata dubis fessae. Tu quantam pallida tandem
Membra tegant praestabis humum. Te laetus ab alto

Italiam video frondentis colle Gebennae.
Nubila post tergum remanent: ferit ora serenus
Spiritus, et blandis assurgens motibus aër
Excipit. Agnosco patriam, gaudensque saluto.
Salve, pulcra parens, terrarum gloria; salve!

Das Vergnügen, welches man hat, das Wonnegefühl, von welchem man durchdrungen ist, bei dem Wege den Mont Cenis herab, ist unbeschreiblich, denn der Reichthum der Gefühle ist bei weitem größer als der Reichthum der Sprache. Den breiten Schneerücken des Mont Conis hinter sich; das Thal, einem Garten ähnlich, vor sich; hohe Felsen um sich, die von ihrer Mitte an bis zu ihrer Wurzel mit einem grünen Gewande prachtvoller Fichten bekleidet sind; überall Wasserfälle, welche rasch dem Thale zueilen, deren rauschender Lärm die Gegend munter und lebendig macht; in dem Thale unten romantisch gelegene Ortschaften und ganz in der Ferne die Stadt Susa, die milde, zarte Luft, die Einen umweht, je näher man dem Thale kommt; der in stetem Zickzack sich hinschlängelnde Weg, wodurch man die ganze Gegend von allen Seiten in allen ihren mannigfaltigen Nüancen erblicken kann; Alles zusammen giebt ein Naturgemälde, welches idealisch genannt werden muß. Das Auge wird nicht müde zu sehen, das Ohr nicht müde zu hören.

Non saturatur oculus visu, nec auris auditu impletur.

Unten im Thale angekommen, fährt man wie in einem Garten hin durch die beiden schönen Ortschaften **Novalaise** und **St. Martin**. Von dem letztern Orte hat man nicht mehr weit nach **Susa**. Vor dem Eingange in diese Stadt ist links auf einer kleinen Anhöhe ein altes, nur noch in Trümmern vorhandenes, gothisches Schloß und neben daran das Fort **la Brunette**, gleichsam die Citadelle von **Susa**, von welcher aus sowohl die Stadt beherrscht, als der Eingang nach dem Thale vertheidigt werden kann.

Susa ist eine schöne freundliche Stadt an der **Dora (Doire)**, an dem Fuße der höchsten piemontesischen Alpen gelegen. Das milde italienische Klima, der Reichthum der Natur, welche hier mit vollen Händen aus ihrem Füllhorn ihre Gaben ausschüttete, die munteren beweglichen Einwohner, die Lebhaftigkeit der Stadt, machen den Aufenthalt hier angenehm. Die Straßen der Stadt sind ziemlich breit und reinlich; die Gewerbsamkeit ist groß, und die Kaufhallen geben davon Zeugniß. Die Kirchen der Stadt, wenn auch nicht gerade sehr prachtvoll, sind nicht unbedeutend. Besonders zu rühmen ist das außerhalb der Stadt erbaute **Hôtel-Dieu**, ein sehr geräumiges, für seinen Zweck sehr gut eingerichtetes Gebäude. Solche Anstalten für den leidenden hülflosen Theil der Menschheit sind ein gutes Zeichen in einem Lande. Als Gasthof verdient das **hôtel de la poste** Lob.

Von römischen Alterthümern hat sich noch ein Triumphbogen des Kaisers Augustus erhalten, welcher denselben nach einem über die Salassier (ein damals in den savoyischen Gebirgen wohnender Volksstamm) erfochtenen Sieg errichtet wurde.

Von Susa weg kommt man in das unmittelbar hinter der Stadt anfangende Thal, welches von der Dora durchströmt wird. Im Rücken erhebt sich und bleibt lange sichtbar der Mont Cenis mit seinem ewigen Schnee, eine hohe von der Natur aufgeführte Mauer zwischen Savoyen und Piemont bildend. Daß die Berge die natürlichen Gränzen der Länder bildeten, geht schon aus dem Umstande hervor, daß meistens die hohen Berge die Scheidewand sind, wo Sprache und Sitten sich ändern. Eine solche Scheidewand bildet der Mont Cenis zwischen der französischen und italienischen Sprache, eine solche Scheidewand bildet auch der Sct. Gottlhard zwischen der italienischen und teutschen Sprache. Jetzt hören freilich auch die Berge immer mehr auf natürliche Gränzen zu seyn, seitdem durch die Kunst die Verbindungswege auch über die früher unwegsamsten Gebirge angelegt und erhalten werden. Alle Gränzen verschwinden immer mehr und mehr.

Das Thal ist äußerst fruchtbar und sehr gut angebaut. Weinbau, Fruchtbau und Obstzucht gedeihen vortrefflich. Der Boden wird außerordentlich benutzt

und muß unendlich ergiebig seyn. Denn die Reben werden nicht wie bei uns auf einem abgesonderten Felde gebaut, sondern Frucht und Wein wächst auf einem und demselben Felde, es wächst übereinander. Die Reben haben keine besondern Pfähle, an denen sie wachsen, sondern ihr eigener Stamm, den man hoch treiben läßt, trägt sie. Man pflanzt sie 20 bis 30 Fuß weit auseinander in geraden Reihen. Die Ranken werden ohngefähr 6 Fuß über dem Boden gegeneinander gezogen und befestigt, so daß unten der Boden, welcher mit Frucht angebaut ist, weder Mangel an Sonnenschein noch Regen hat. Der Landmann hat dabei noch den Vortheil, daß, indem er den Acker düngt und pflügt, dadurch auch zugleich den Weinstock besorgt. Bei den Reben und der Frucht sind dann auch noch genug Obstbäume gepflanzt. Die Berge, welche nun immer mehr abnehmen, sind, außer ihren kahlen Häuptern, mit den schönsten Fichten, Eichen und Kastanien bewachsen; hie und da sieht man auf den Bergen noch Trümmer alter Ritterburgen. Die Straße führt durch den Flecken St. Georges, neben welchem eine Ruine eines gothischen Schlosses steht, und dann in das Städtchen St. Ambroise. Hier erheben sich die hohen piemontesischen Alpen zum letztenmal in einem schwarzen schroffen Felsen hoch empor. Auf dem Gipfel dieses Felsen liegt ein das Städtchen St. Ambroise und die ganze

Umgegend weithin beherrschendes, noch von 4 Benediktinern bewohntes, halb in Trümmern liegendes Benediktinerkloster. Die Kirche zu St. Ambroise ist sehenswerth. Die Berge werden nun immer niederer und werden am Ende zu bloßen Hügeln. Das Thal hört auf und eine weite große Ebene, welche bis Venedig sich hinzieht, öffnet sich zur Linken. Rechts zeigen sich noch kleine Berge, an denen der Po vorbeifließt. Ueber Avillon hin führt nun der Weg an Rivoli vorüber, eine kleine freundliche Stadt mit einem schönen auf einer Anhöhe liegenden Schlosse. Unfern von Rivoli beginnt die gerade, 3 Stunden lange, bis Turin führende, mit Weiden, Kastanienbäumen und besonders mit Pappeln besetzte Allee. Stets vor Augen hat man die oberhalb Turin auf einem kleinen Berge gelegene prächtige Stiftung la Superga. Wenn man der Stadt sich nähert, erblickt man rechts einen Theil der anmuthigen campagne von Turin.

Turin, am Zusammenfluß der Dora und des Po gelegen, in einer großen Ebene, nur längs dem Po von kleinen Bergen umgeben, ist anerkannt eine der schönsten, und da die Dora mittelst Kanälen durch die Stadt geleitet ist, eine der reinlichsten Städte Europa's. Sie theilt sich in 2 Theile, in die alte und in die neue Stadt. Die neue Stadt hat regelmäßige breite Straßen und durchaus schöne, im großen

Style erbaute Häuser. An ſymetriſcher Schönheit kann keine Stadt Europa's mit der neuen Stadt **Turins** in Vergleichung kommen. Die ſchönſten Straßen ſind die **contrada di Dora** und die **contrada del Po.** Die **contrada di Dora** zieht in langer gerader Linie auf den Schloßplatz (**piazza Castello**), in deſſen Mitte der **palazzo di Madama** ſteht und die Straße gleichſam zu ſchließen ſcheint. In der **contrada di Dora** iſt jedes Haus dem andern gleich, gleich hoch, gleich breit, gleich ſchön gebaut. Alle Häuſer haben 4 Stockwerke. Im unteren Stocke ſind, die ganze Straße hindurch, auf beiden Seiten elegant eingerichtete Läden, woran ſich die Schilde von blauem Tuch mit der in gelben Buchſtaben gedruckten Etiquette gut ausnehmen. Alle Fenſter des zweiten und dritten Stocks haben kleine Altanen, wo man des Abends kühle Luft recht genießen kann, denn des Tags über ſind der Hitze wegen alle dieſe Fenſter mit Vorhängen behängt. Das Innere der Häuſer iſt ſehr prachtvoll, und durchgehends findet man in ihnen große mit Säulengängen umgebene Höfe, breite Treppen und hohe reich verzierte Säle und Zimmer. Von der **piazza Castello** an geht eine ähnliche, nur breitere und mithin hellere und freundlichere Straße bis zum **Po**, dies iſt die **contrada del Po.** So wie in der **contrada di Dora** alle unteren Stockwerke Läden ſind, ſo bilden in der **contrada del Po** die

untern Stockwerke auf beiden Seiten Arkaden, unter welchen man die schönsten und reichsten Handlungen aller Art findet, diese Arkaden sind ein wahrer Bazar, Tuchwaaren, Gold- und Silberwaaren, Gemäldehandlungen, Bücherhandlungen, überhaupt alles, was zu den Bequemlichkeiten und zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehört, ist hier zu haben. So wie am Ende der **contrada di Dora** der Schloßplatz steht und der **palazzo di Madama** die Straße schließt, so ist zu Ende der **contrada del Po** der schöne, einen großen Halbzirkel formirende Platz **Vittore Emanuele**, und die Straße wird geschlossen durch eine jenseits dem **Po** auf einer Anhöhe gelegenen, dem **Pantheon** in Rom ähnlich gebauten Kirche, **la Chiesa della gran madre di Dio.** Die übrigen Straßen der neuen Stadt sind ebenfalls schön, stehen aber sehr zurück gegen die beiden genannten Straßen. Die alte Stadt, welche nur mehr den kleinsten Theil von **Turin** ausmacht, hat zwar große ansehnliche Häuser, jedoch in einem weniger geschmackvollen Styl, auch ist hier kein Ebenmaaß der Bauart mehr und die Straßen sind enge und nichts weniger als gerade. Was übrigens von den mit Säulengängen umgebenen Höfen der Neustadt gesagt ist, das gilt auch von den Häusern der Altstadt. Ein Säulengang gehört zu den Bedürfnissen eines nur irgend wohlhabenden Italieners. An schönen großen Plätzen und schönen

großen Gebäuden iſt Turin ſehr reich. Die drei Hauptplätze ſind die piazza Castello, die piazza Vittorio Emanuele, und die piazza St. Carlo.

Die piazza Castello iſt in der Mitte der Stadt zwiſchen der contrada di Dora und der contrada del Po gelegen und bildet ein etwas unregelmäßiges Viereck. Der Platz hat ſeinen Namen von dem in dem Mittelpunkt deſſelben gelegenen Kaſtell, gegenwärtig dem Sitze des Gouverneurs. Dieſes war früher ein altes, garſtiges finſteres Gebäude, ähnlich dem alten Schloſſe in Darmſtadt, nur viel kleiner. Allein zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ließ die Mutter des Königs Victor Amadeus II. (welcher aus ſonderbarer verliebter Laune dem Throne entſagte und vergebens ſpäter mit Gewalt ſeinem Sohne den Thron wieder zu nehmen ſuchte), dieſem Kaſtell eine außerordentlich reiche und pompöſe Façade geben und daſſelbe im Innern ſehr geſchmackvoll einrichten. Seit dieſer Zeit führt das Kaſtell auch den Namen palazzo di Madama und der Platz ſelbſt heißt auch piazza di Madama. Der Pallaſt des Königs ſtößt unmittelbar an das Kaſtell an, er iſt äußerlich nicht ſehr anſehnlich und nur ſeine große Ausdehnung zeigt an, daß hier die königliche Wohnung ſeyn muß. Das Innere aber verdient von Allen, welche an ſolchen Dingen Freude haben, geſehen zu werden. An die äußere Verſchönerung des Pallaſtes wird jetzt

auch gedacht und eine Menge Materialien sind auf dem Schloßplatze zu diesem Behufe aufgehäuft. An der **piazza Castello** nehmen die Arkaden ihren Anfang.

Die **piazza Vittorio Emanuele** (auch **piazza del Po** genannt) bildet einen schönen regelmäßigen Halbzirkel, rings umher mit Arkaden und geschmackvollen Gebäuden umgeben. Von diesem Platze führt eine steinerne Brücke über den **Po**, wo sich nun auf einer kleinen Anhöhe die schöne Muttergotteskirche präsentirt (**la chiesa della gran madre di Dio**). Sie wurde im Jahre 1814 bei der glücklichen Rückkehr des letztverstorbenen Königs Karl Felix von der Stadt Turin erbaut und führt die Inschrift: „**Ordo populusque Taurinensis ob adventum regis.**“ Eine Estrade von 34 Stufen führt zu einem, aus einer doppelten Reihe von 6 korinthischen Säulen aus grauem Granit bestehenden Peristil, hinter welchem der Tempel, ganz wie die Rotonda (des Pantheon) zu Rom, sich erhebt. Das Innere ist höchst einfach. Große marmorne Säulen tragen das von oben sein Licht erhaltende Gewölbe, an dessen Ende in der Mitte der Hochaltar schlicht dasteht. Dem Gebäude an sich wird Jeder seine volle Anerkennung geben, er wird die Ausführung loben, und die Nachahmung treffend finden. Allein der Zweck, dem es gewidmet ist, heischt eine andere Form als die der griechischen

und römischen Tempel, welche man jetzt so häufig anwendet. Wir bauen Theater und Bibliotheken und Glyptotheken und Kirchen alle über einen und denselben Leisten, als wenn die Form etwas ganz gleichgültiges sey. Allein in der Form spricht sich das Wesen aus. Aus den griechischen und römischen Tempeln leuchtet ganz und gar der Olympos hervor, wie er von Homer uns geschildert wird; aus unsern gothischen Kirchen leuchtet ein anderer Himmel hervor, der christliche Himmel. Daher der so unendlich verschiedene Eindruck, welchen ein römischer Tempel und eine gothische Kirche auf uns machen; dort ein rein sinnlicher Eindruck, denn die Religion der Griechen und Römer war eine rein sinnliche Religion; hier ein rein geistiger Eindruck, der Geist Gottes weht uns an aus jenen erhabenen Hallen, wo Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird. Eine künstlerische Begeisterung kann allerdings dort über uns kommen, ein ästhetischer Enthusiasmus kann uns ergreifen. Religiöse Gefühle, himmlischer Enthusiasmus kann nur hier rege werden. Die griechische und römische Form der Tempel gleicht

„dem lächelnden Blick einer nur schönen Frau"

und von einer solchen Frau sagt Klopstock, daß sie ihm nicht gefalle. Tacitus sagt von seiner Zeit (welche so ziemlich wieder die unsrige geworden ist)

„vera rerum vocabula amisimus“ wir können von der unsrigen sagen: „wir haben die wahren Formen verloren.“

Die piazza St. Carlo ist rechts von der piazza Castello und zu ihr führt direkt hin die neue Straße (strada nuova). Der Platz bildet ein großes Viereck, ist ebenfalls mit Arkaden umgeben und an ihm befindet sich die prächtige, dem heil. Karl gewidmete Kirche.

Die übrigen öffentlichen Plätze, z. B. piazza Lusina, piazza Carlina, piazza d'Italia, sind unbedeutender. Turin hat 34 Kirchen, von welchen aber die meisten von nicht sehr bedeutendem Umfange und äußerlich unscheinbar sind, obgleich sie in ihrem Innern mit Schmuck nur zu sehr überladen sind. Auszeichnung verdienen die dem heil. Rochus und dem heil. Karl geweihten Kirchen und besonders die Cathédrale (chiesa di St. Giovanni). Sie ist ganz an den königlichen Pallast anstoßend, hat vor sich einen kleinen Platz und ist von außen wenig versprechend. Innerlich aber ist sie sehr prachtvoll, hat 3 hochgewölbte Bogengänge, und ist ganz mit weißem Marmor geplattet. Der Hochaltar ist von schwarzem Marmor und umgeben von schwarz-marmorenen großen Säulen. Die Kapelle hinter dem Hochaltar, in welcher das heil. Schweißtuch aufbewahrt wird, ist unter der hohen Wölbung der großen Kuppel,

mit Dunkel ganz umhüllt, und wird von einer Menge von Lichtern feierlich erleuchtet; der Anblick ist von ergreifender Wirkung.

Dem Hochaltar gerade gegenüber, oberhalb des Haupteingangs zu der Kirche, ist ein Gemälde, das heil. Abendmahl vorstellend, von vortrefflichem Eindruck. —

Wie im südlichen Frankreich, so hört man auch in Italien (so weit ich dasselbe bereiset habe, d. h. in Piemont und der Lombardei) kein Glockengeläute, sondern nur die widerliche Glockenschlägerei.

Das Rathhaus (palazzo di citta), vor welchem der Marktplatz ist, obgleich von großem Umfange und in geschmackvollem Style gebaut, ist im ganzen doch unansehnlich und kann den Vergleich mit dem hôtel de ville in Lyon nicht aushalten.

Die Universität von Turin ist ein vorzüglich schönes Gebäude, unsere teutschen Universitätsgebäude sind dagegen wahre Armenhäuser.

Die Hospitäler sind wahre Paläste, wie z. B. das Hospital vom heil. Johannes und die Charité (carita).

An Theatern hat Turin keinen Mangel, es hat deren sechs, unter welchen das königliche Theater (teatro regio) und das Theater Carignano die vornehmsten sind. In dem teatro regio, welches einen Theil des Schlosses ausmacht, werden nur große

Opern gegeben. Während des Sommers, wo der König gewöhnlich zu **Raconigi** sich aufhält, ist dieses Theater geschlossen. Das **teatro di Carignano**, ganz in der Nähe der **piazza Castello**, hat seinen Namen von dem ihm gegenüberliegenden **palazzo di Carignano**. Dieser Pallast ist von dem berühmten geistlichen Baumeister **Guarini**, der an architektonischen Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten eine große Freude hatte, erbaut. Der Pallast ist sehr ansehnlich, in der Mitte macht er gleichsam einen kleinen Bauch (mehr als einen bloßen Bug), und die beiden Flügel dehnen in etwas geschweifter Form sich aus; das Innere des Pallastes ist sehr schön, aber die architektonische Wunderlichkeit zeigt sich sogleich an der Haupttreppe, welche auf beiden Seiten in einem Bogen emporführt und deren Stufen abwechselnd bald convex, bald concav ausgeschweift sind.

Ein sehr guter Gasthof ist das **hôtel de l'Europe**. Er ist mitten in der Stadt an der **piazza Castello** gelegen, Zimmer und Essen sind vortrefflich und billig. Die besten **cafés** sind unter den Arkaden und dann noch besonders das **café** neben dem **teatro di Carignano**. Der **Turiner** Chocolat ist als der beste bekannt, und in dem letztgenannten **café** bekommt man denselben in vorzüglicher Qualität. Eine große Tasse Chocolat, wozu man in einem Körbchen Brod von

viererlei Gattung in Fülle erhält, kostet nur 10 sous. Eine ganz eigenthümliche Art von Brod, aus langen dünnen Röhren von einer unserem Fastenbrezelteich ähnlichen Masse bestehend, welches den Namen „**oroscino**“ führt, ist sehr wohlschmeckend. Der Gebrauch, zu dem Getränke Eis zu nehmen, ist allgemein; sowohl in den Gasthäusern als in den cafés wird zum Wein, zum Wasser und zur Limonade stets Eis gegeben, was, um den Trank kühl zu erhalten, sehr zweckmäßig und sehr erfrischend ist.

Zu Promenaden dient der Hofgarten und der um die ganze Stadt, da wo die ehemaligen Wälle waren, sich herumziehende Corso. Auf dem Corso hat man die Aussicht auf die schöne Umgegend und die campagne von Turin. Jeden Abend ist hier eine große Menge von Menschen und man hat so Gelegenheit, die schöne und häßliche Welt von Turin in Augenschein nehmen zu können. Aeußerst lebhaft ist es aber auch in den Straßen der Stadt selbst und besonders unter den Arkaden, wo ebenfalls des Abends alles von Menschen wimmelt. Hauptsächlich sind jedoch nur die Arkaden, welche rechter Hand sich hinziehen, besucht und hier sind auch die brillantesten Handlungen und die elegantesten cafés.

Was man gewöhnlich von der Beschränktheit und Unfreiheit des Lebens in Italien sagt, ist in der Wirklichkeit nicht vorhanden. Man lebt hier so frei

als anderswo auch. Unter Italiens schönem Himmel wohnt nicht sklavische Gedrücktheit. Nicht da allein, wo es ein geschriebenes Stück Papier giebt, welches man Konstitution nennt, herrscht Freiheit. Die Freiheit muß sich im Leben aussprechen und in der Art und Weise des Lebens; denn die Freiheit ist keine Theorie, sie ist ein Faktum. Ueberall in allen Staaten herrscht zwar ein gewisser politischer Despotismus, werde dieser nun von sogenannten Volksrepräsentanten ausgeübt oder von dem Fürsten. Denn er muß seyn; man hat nur die Wahl zwischen politischem Despotismus und politischer Anarchie. Warum soll aber der von den Volksrepräsentanten ausgeübte besser seyn als der von dem Fürsten ausgehende? Wenn er nur „un despotisme éclairé“ ist, wie das Ding recht gut der Minister **Zea Bermudez** genannt hat. Nothwendigkeit (und diese ist despotisch) ist in dieser Welt stets mit der Freiheit gemischt. Die rechte Mischung zu finden, ist die Hauptaufgabe. Wer aber kann sagen, daß blos in einer Form die alleinseligmachende Mischung zu finden sey. Wir Alle suchen und versuchen nur.

Wissenschaft, Kunst, Geselligkeit, froher Genuß des Lebens ist in Italien überall vorhanden und Religion ist der rothe Faden, der sich überall hindurchzieht. Die Geistlichkeit, deren es eine große Anzahl giebt, sowohl weltliche als klösterliche, sowohl mäm-

liche als weibliche, beobachtet das rechte Verhalten und ist daher auch sehr geachtet. Die Klostergeistlichkeit lebt, wie es ihr Beruf mit sich bringt, zurückgezogen, abgeschieden von der Welt. Die Weltgeistlichkeit lebt bescheiden, ist aber bei weitem weniger beschränkt als bei uns. Da es ihre Bestimmung ist, auf die Welt zu wirken, ihre Fehler und Gebrechen zu bessern, so muß sie auch die Welt kennen lernen und dies ist allein dadurch möglich, daß sie unter die Menschen geht. Sie besucht daher die öffentlichen Spaziergänge, die Theater, die Kaffeehäuser, um da ihre gehörigen Beobachtungen und Betrachtungen zu machen. Die Kaffeehäuser in Italien sind freilich keine teutschen, sondern dort findet sich ein Zusammenfluß aller Gebildeten von allen Ständen, und auch Damen von Stande besuchen diese Oerter. Von fremden Zeitungen findet man in der Regel blos die **Gazette de France** und das **Journal des villages et des champagnes** (zwei legitimistische Blätter). Darüber werden Viele freilich ein Zetergeschrei erheben. Allein so wie es überall eine medizinische Polizei giebt, gegen welche Niemand etwas einwendet, warum sollte es nicht auch eine literarische Polizei geben? Für den großen Haufen des Volks (und für diesen allein besteht eine solche Polizei) ist das Lesen der sich selbst so nennenden „liberalen" Zeitungen (die aber im Grunde um nichts weniger

liberal sind, als die andern von ihnen „servil" genannten) eine verderbliche Lektüre. Es ist eine große Wahrheit in dem Worte „tout dire (man kann hinzusetzen et tout lire) est le chemin qui conduit à tout faire."

Der Aufenthalt in **Turin** ist in jeder Beziehung ein sehr angenehmer und nur ungerne trennt man sich von ihm. Ich akkordirte wieder mit einem **Vetturino** einen Platz bis **Genua** um 24 Franken, Nachtessen und Logis mit einbegriffen. Drei Tage brachte ich auf dieser Reise zu. Durch die **contrada del Po**, über die Pobrücke, vorbei an der **chiesa della gran madre di Dio**, führt der Weg anfangs an der lachenden **campagne** von **Turin** hin. Zur Linken hat man noch eine Zeitlang kleine Hügel, auf deren einen nicht weit von **Turin** entfernt das Schloß **Montcallier** liegt. Bald aber hören diese Hügel ganz auf und man fährt in einer großen fruchtbaren Ebene hin über die Stadt **Chieri** und über mehrere Ortschaften nach **Asti**, wo man in dem Gasthause zu dem goldenen Löwen (**albergo di Leone d'oro**) ziemlich gut, aber auch ziemlich theuer, logirt. **Asti** ist keine unangenehme Stadt mit großen, zum Theil selbst prachtvollen Häusern. Der Wein, der um **Asti** herum wächst, ist einer der besten italienischen Weine. Er gehört zu den Weinen, die man in Italien im Gegensatze von dem gewöhnlichen rauhen Weine (**vino**

brusco) vino amabile (lieblichen Wein) nennt. Der weiße ist besonders angenehm und süß. Die Bouteille kostet 1 Franken.

Von Asti bis **Alexandria** geht der Weg stets in der Ebene fort, welche an Wein und Getreide sehr ergiebig ist. Viele gut bewohnte Dörfer passirt man, woran man denn auch wieder das Zeichen einer guten Regierung erkennen kann, welche sich den Wohlstand des Landes angelegen seyn läßt. Der materielle Wohlstand eines Landes ist die Basis des intellektuellen; dieser ist zwar nicht die nothwendige Folge von jenem, aber jener ist die conditio sine qua non zu diesem. Nie können in einem armen Lande Wissenschaften, Künste, Gelehrsamkeit blühen.

Alessandria liegt am Flusse **Tanaro**, über welchen eine sehr lange, gedeckte Brücke führt, ehe man in die Stadt kommt. Alles in der Stadt erinnert an vergangene Zeiten, an Tage, die nicht mehr sind. Einst erhob **Alessandria** stolz ihr Haupt unter den freien Städten Italiens. In dem großen Entscheidungskampfe zwischen Papst und Kaiser, zwischen Welfen und Gibbellinen, zwischen Alexander III. und Friedrich I. wurde sie von dem Papste gegründet und nach seinem Namen genannt. Die von dem Kaiser ihr zum Trotz erbaute Stadt ist schon längst verschwunden, die päpstliche Stadt hat aber bis zum heutigen Tage sich erhalten, gleichsam als

bleibende Trophäe des Sieges der geistlichen Macht über die weltliche. Sie ist von großem Umfange, aber nicht verhältnißmäßig bevölkert, wie es allen Städten zu gehen pflegt, welche ihre politische Bedeutsamkeit verlieren, ohne dafür eine merkantilische zu haben. **Alessandria** hat schöne Gebäude und breite Straßen und mehrere öffentliche Plätze, unter welchen die **piazza reale**, mitten in der Stadt gelegen, ein Viereck bildend, mit Bäumen besetzt, zum **corso** dient. An diesem Platze liegt das sehr alte Rathhaus. Nicht weit von diesem Platze ist die **cathédrale**, welche dem heil. **Petrus** (**Apostolorum principi**) geweiht ist. Die Façade daran ist modern und geschmacklos, das Innere hingegen ist schön und reich. Von den Straßen ist die Alexandersstraße, in welcher eine alte große Kirche sehenswerth ist, die größte. Vor der Stadt hat der Exercierplatz (**piazza d'arme**) eine angenehme Lage. **Alessandria** ist sehr fest und gehört zu den besten Festungen in **Piémont**.

Von **Alessandria** aus nähert man sich den Apenninen, welche man in der Ferne schon sieht. Durch reiche Gefilde, welche besonders mit türkischem Korn angebaut sind, über mehrere sehr ansehnliche Ortschaften, vorbei an dem ewig denkwürdigen Schlachtfelde von **Marengo** kommt man nach **Novi**, und somit an den Fuß der Apenninen. **Novi** ist eine freundlich gelegene lebhafte Stadt. Schöne Gebäude

und schöne Straßen hat sie nicht. Eine große Marienkirche und eine ziemlich bedeutende Baumwollenspinnerei sind die beiden einzigen bemerkenswerthen Gegenstände in der Stadt. Das hôtel de la poste ist ein sehr guter Gasthof. Die Lebendigkeit der italienischen Städte des Abends und fast die ganze Nacht hindurch ist außerordentlich. Die Italiener sind geborene Nachtschwärmer. Die Hitze des Tages erlaubt ihnen nicht die Straßen zu besuchen, dagegen sobald die Sonne untergegangen ist und die angenehme Abendluft erfrischende Kühlung verbreitet, füllen sich die Straßen. Munterkeit und Scherz und lautes Gespräch ist allerwärts. Die Kirchen sind bis spät in die Nacht offen und zahlreich besucht; und kaum graut der Morgen, schon um 3 Uhr, rufen die Glocken wieder zur Kirche und sie rufen nicht vergebens. Zu jeder Tageszeit erschallen die katholischen Kirchen von Gebet und Lobgesängen zu dem Himmel.

Von Novi aus gelangt man bald mitten in die Apenninen und ein freundliches, fruchtbares Thal, mit schönen kleinen Ortschaften, mit fleißig angebauten Feldern zieht sich bis zur Bocchetta hin. Die Berge sind nicht sehr hoch und mit Bäumen, besonders mit Kastanienbäumen wohl bewachsen. Ronco ist der bedeutendste Ort in dem Thale. Von diesem Orte aus hat man nicht mehr weit bis zur Bocchetta. Der neue Weg, den man fährt, ist auch eine Schöpfung

Napoleons, der alte Weg ist steil und schmal und bleibt rechts liegen. Auf der Höhe des Weges angekommen, sieht man das mittelländische Meer in der Ferne blau dahinströmen, und in der Nähe unter sich grün und blühend das herrliche, bis fast nach Genua sich hinschlängelnde Thal. Je mehr man herabkommt in die niederen Gefilde, um so schöner, lachender, üppiger wird die Gegend. Das Land, wo die Citronen blühen, entfaltet sich in seiner vollen Pracht und Ueppigkeit vor unseren Augen. Ueber Campo Marone und über Cavi (zwei schöne ehemals genuesische Städtchen) hin nähert man sich nun dem Gebiete von Genua. Die schönsten Gärten, die schönsten Villa's folgen aufeinander. Geschmackvoll angelegte, aus Reben gebildete Bogengänge gewähren einen vortrefflichen Anblick. Häufig sieht man nun die Reben an Rohrstäben hinaufgeleitet. Das Rohr, von welchem diese Stäbe genommen werden (arundo donax), wächst erstaunlich hoch und in Ueberfluß. Die Villa's sind alle sehr groß und ansehnlich und fast durchgehends mit gelben, rothen und blauen Farben (den Lieblingsfarben der Genueser) angestrichen. Die Berge sind bis zur Spitze mit Fruchtbäumen und Kastanienbäumen bedeckt. An milder Freundlichkeit, an einladendem Reize, an gefälligem Ansehen mögen wenige Gegenden dieser Gegend gleichkommen. Man ist stets in Erwartung Genua bald zu sehen.

Da aber das Meer bei Genua einen großen Busen bildet, und hohe Berge die Stadt einfassen, kann man es lange nicht erblicken. Man fährt zuerst eine Zeitlang an dem Meere hin, dann gelangt man an die Festungswerke der Stadt, welche auf schroffen Felsen erbaut sind. Die Festungswerke vorüber kommt man durch ein von Carl Felix angefangenes, von dem jetzigen Könige Carl Albert vollends erbautes schönes Thor, nicht lange und man passirt ein zweites Thor und nun liegt vor Einem der große, ungeheuere Hafen, und weithin gränzenlos das Meer und um den Hafen herum amphitheatralisch Genua mit seinen hochstrebenden Palläſten und seinen prachtvollen Kirchen, unter welchen die Kirche Sainte Marie de Carignan mit ihrer hohen breiten Kuppel am Ende des Hafens besonders sich hervorhebt. Die Apenninen umgeben die Stadt mit ihren grünenden Bergen und sie selbst ist zum Theil an den Bergen hinaufgebaut. Es giebt keine Stadt, welche eine imposantere und pittoreskere Lage hat, als Genua. Wer Genua erblickt und nicht von Bewunderung und Erstaunen hingerissen wird, von dem kann man sagen, daß er alles Gefühl für das Erhabene, Große, Schöne entbehrt. Natur und Kunst („ars est homo additus rebus") haben beide in schönem Vereine gewissermaßen das Ideal einer prachtvollen Stadt in Genua verwirklicht.

Genua (die Italiener sprechen und schreiben stets **Genova**) heißt mit Recht „**la Superba**“, sowohl in Hinsicht der Herrlichkeit seiner Lage, als der Pracht seiner Gebäude. Das Pflaster ist vorzüglich gut und äußerst lobenswerth sind in den Hauptstraßen die Fahrgeleise, welche von breiten Platten sind, worauf die Räder der Wagen schnell und leicht dahin laufen (man kann diese Fahrgeleise recht füglich Steinbahnen nennen, wie man von Eisenbahnen spricht). Ein weiterer Vorzug der Stadt ist die große Reinlichkeit in allen Straßen. Stets sind nämlich Leute beschäftigt mit Kehren und des Abends kann man ganze Karavanen von Mauleseln mit Schmutz und Kehrigt beladen zur **porta del arco** hinausziehen sehen. Nur am Hafen ist natürlicher Weise große Unsauberkeit. In **Genua** kann man das Bild der größten Pracht und Eleganz der vornehmen Welt sehen in den beiden Straßen **contrada Balbi** und **strada nuova**; dann das Bild des großen Handels und die auf die geschmackvollste Weise eingerichteten Kaufläden aller Art in der Nähe der Börsenhalle, man glaubt sich hier plötzlich nach Lyon versetzt; ferner das Bild der Betriebsamkeit der unteren Klassen, des schmutzigen Lebens der Fischesser, des thätigen Kleinhandels, der verschiedensten Handwerke in den an den Hafen anstoßenden, lange sich hinziehenden Hallen, welche niedrig, schmutzig und außerordentlich dunkel sind.

Der furchtbare Lärm der arbeitenden Klasse, besonders der Schmiede, Schlosser, Blecharbeiter, das tobende Geschrei der Fischweiber und Obsthändlerinnen, die große Menge von Menschen aller Art, welche hier sich herumtreibt, gewährt ein großes Interesse, wenn dieses Interesse nur nicht durch den ekelhaften Geruch verkümmert würde, wodurch Einem das Gehen fast verleidet wird. Von den Hallen kommt man an den Freihafen **Genua's**, welcher durch eine große **porta**, welche der König **Carl Albert** errichten ließ, sich ankündigt. Hier ist ein neues Schauspiel. Alles wogt und wimmelt von Lastträgern, Matrosen, Schiffsleuten, Handelsleuten und Commis. Dabei ist ein Geräusch und Getöse, ein Lärmen und Schreien der einander ermunternden oder den Vorübergehenden ein **gare** zurufenden Arbeiter, daß Einem das Hören vergehen möchte. Sehr originell ist die Kleidung der Arbeiter. Alle haben lange rothe tiefherabhängende Mützen, bloßen Hals und Brust, das Hemd nachlässig angezogen, das Kamisol über die Achsel herumgeworfen, man glaubt den Masaniello mit seinen Gefährten vor sich zu sehen.

Noch jetzt kann man sich in **Genua** seine ehemalige Blüthe vergegenwärtigen, man kann sich eine lebhafte Vorstellung von dem machen, was es einst war, als es mit **Venedig** um die Präponderanz rivalisirte. Hier war mehr als **Marseille** und **Lyon**;

hier war eine weithin herrschende Stadt, eine politisch bedeutende Seemacht und eine merkantilisch bedeutende Handelsmacht, hier herrschte ein hohes Gefühl der selbsterworbenen Größe, welches sich im Leben und in der grandiosen Weise des Lebens kund that. Verewigt ist dieses Gefühl in Stein und Marmor. Aus den Gebäuden **Genuas** leuchtet majestätische Erhabenheit hervor. Man kann **Genua** in Wahrheit eine architektonische Musterstadt nennen. Großartiger Charakter der Bauart und dabei doch sehr gefällig, eleganter Geschmack in der Einrichtung des Innern, verbunden mit aller nur irgend wünschenswerthen Bequemlichkeit, zeichnet diese Gebäude aus, und zwar besonders der beiden Straßen **strada Balbi** und **strada nuova**.

Will man den schönsten Theil der Stadt kennen lernen, so muß man von der **porta della Lonterna** am Anfange des Hafens beginnen, und längs dem Hafen hingehen, an der Kirche Sct. Theodor vorüber, zu der **strada Doria**, wo der Pallast des **Doge Andreas Doria** steht. Von hier aus durch das Thor Sct. Thomas gelangt man in die eigentliche Stadt. Der Eingang ist keine **joyeuse entrée**, denn große finstere Häuser, ehemals Klöster, jetzt Kasernen, machen den Anfang. Bald aber gelangt man an den großen freundlichen Platz **Acquaverde**, welcher in die **strada Balbi** führt, nach dem prachtvollen

Pallaste **Balbi** so genannt. Mit dieser Straße beginnt **Genuas** Pracht und von dem Platze **Annunziata** aus, mit welchem die **strada Balbi** aufhört und die **strada nuovissima** anfängt, folgt nun eine Straße, welche ihres Gleichen nirgends hat, die **strada nuova**, welche auch **via aurea** genannt wird. Ein schöner Pallast drängt den andern, so daß Frau von **Stael** mit Recht gesagt hat, diese Straße scheine für einen Kongreß von Königen gebaut zu seyn. Bei dem Platze **Fontane Amorose** endigt die Straße und es folgt die **strada Carlo Felice** bis zu dem Theater gleichen Namens. Den Beschluß von da an macht die **strada Giulia**, welche bis zur **porta del arco** geht. Diese bisher genannten Straßen sind die einzigen, in welchen gefahren werden kann; die meisten anderen Straßen sind sehr enge und viele sind so schmal, daß kaum zwei Personen bequem nebeneinander gehen können. Die Häuser sind insgesammt außerordentlich hoch, sie haben in der Regel 5 bis 6, manche sogar 7 Stockwerke und die meisten strotzen von Marmor. Höfe mit Säulengängen sind fast in allen, selbst in den ganz gewöhnlichen Häusern. Sehr häufig findet man darin auch springende Wasser. Aeußerst kostbare Wasserleitungen versehen nämlich **Genua** mit Wasser, und mit diesen stehen die Fontainen der Privathäuser in Verbindung.

Unter den vorzüglichsten Gebäuden erwähne ich

besonders folgende, und zwar vor allen, nicht sowohl wegen seines architektonischen als wegen seines historischen Interesse, den Pallast des Doge Andreas Doria, welchen dieser selbst erbaut und im Jahre 1530 vollendet hat. Er ist sehr umfassend und groß, aber nicht geschmackvoll, auch ist er nicht sehr hoch und hat niedere Zimmer, die übrigens sehr reich dekorirt sind. Sein Hauptvorzug besteht in seiner Lage an dem Hafen, gegen welchen hin auch die Hauptfaçade gerichtet ist. So wie man von der Straße aus in den Pallast tritt, führt linker Hand eine nicht sehr breite Treppe von weißem Marmor empor zu einer weit sich ausdehnenden Gallerie, ebenfalls von weißem Marmor, von wo aus man eine vortreffliche Aussicht hat auf den Hafen und das Meer und die ganze Stadt. Die Gallerie zieht sich von beiden Seiten bogenförmig herab in den Garten und erstreckt sich von da bis unmittelbar an den Hafen. Mitten in dem Garten, in welchem schön gezogene Cypressen und eine große Menge mannigfaltiger Blumen, besonders die schöne Belladonna, gepflanzt sind, steht eine vortreffliche Statue von Taddeo Carlone, den Neptun vorstellend, wie er in majestätischer Ruhe die wilden Rosse bändigt. Um den Neptun herum sind mehrere Fontainen. Dem Pallast gegenüber auf einem Berge, zu welchem schwebend über die Straße hin ein bedeckter Säulen-

und den palazzo ducale verdeckt. Durch das hohe unförmliche Thor dieſes Gebäudes gelangt man in einen großen viereckigen Hof, an deſſen Ende ſich der prachtvolle umfaſſende Pallaſt erhebt, in welchem früher, ſo lange Genua ein Freiſtaat war, der Doge ſeinen Sitz hatte und der Senat ſich verſammelte. Der Pallaſt iſt in einem edeln, majeſtätiſchen Style gebaut. Eine marmorene Treppe führt empor zum Eingang, auf beiden Seiten ſieht man zwei Piedeſtale, auf welchen vor der Revolution die Statuen von Andreas Doria und Johann Andreas Doria ſich befanden. Die von 80 Säulen geſtützte Vorhalle des Pallaſtes und die breite marmorene Treppe, auf welcher man in den zweiten Stock zu dem großen Portikus (der jetzt durch angebrachte Fenſter verunſtaltet iſt) hinaufſteigt, ſind impoſant. Oben von der Treppe an links iſt der große ſehenswerthe Rathsſaal mit der einfachen Inſchrift: „firmissimum libertatis munimentum.“

Der Pallaſt iſt nun Sitz der königlichen Regierungsbehörden.

Unter den 30 Kirchen, welche Genua zählt, ſind die anſehnlichſten die Cathédrale, die Kirche Annunziata, St. Cyr, St. Ambroise.

Die Cathédrale, dem heil. Lorenz geweiht, liegt nicht weit von dem palazzo ducale, an einem kleinen Platze. In ihrer jetzigen Geſtalt iſt ſie aus

dem eilften Jahrhundert. Wie an den meiſten gothiſchen Kirchen iſt auch an ihr nur 1 Thurm vollendet. Sie iſt ganz von Marmor, außen und innen, und zwar wechſelt ſchwarzer mit weißen Marmor ab, wodurch die Kirche ein außerordentlich prachtvolles Anſehen erhält. Sie iſt 270 Fuß lang und 90 Fuß breit. Die Säulen in der Kirche ſind alle von braunem Marmor mit einem Piedeſtal von ſchwarzem Marmor. Sehr ſchöne Gemälde und ſehr ſchöne Altäre zieren das Innere und beſonders verdient die dem Johannes den Täufer geweihte Seitenkapelle bewundert zu werden. Aber ſehr tadelnswerth iſt die italieniſche Unart, die ſchönen Säulen mit rothen Tüchern zu überziehen, was einen widrigen Eindruck macht. Man hat daher von Glück zu ſagen, wenn man es gerade trifft, daß die rothen Tücher geſäubert werden, ſo daß man alsdann die herrlichen Säulen unbekleidet ſehen kann. In der Sakriſtei der Kirche verwahrt man den sacro catino, d. h. die Schüſſel, aus welcher angeblich Jeſus mit ſeinen Jüngern das Oſterlamm verzehrte; ſie iſt koſtbar von Smaragd und wurde während der Kreuzzüge bei der Einnahme von Caesarea im Jahre 1101 erobert. Zufolge des Napoleoniſchen Ausleerungsſyſtems mußte der sacro catino im Jahre 1809 nach Paris wandern, mußte aber 1815 wieder zurückgegeben werden.

Die Kirche St. Ambroise, dem palazzo ducale

gegenüber, ist im Innern ebenfalls von unten bis oben ganz mit Marmor bekleidet und hat vortreffliche Gemälde. Ueberhaupt ist in den Kirchen Genuas (so wie in denen der meisten Städte Italiens) ein wahrer Schatz von Gemälden, eine brillante Bildergallerie, enthalten. Was uns in den Kirchen Italiens auffallend stört, ist die freilich in dem heißen Klima gegründete Mode der Damen, sich unaufhörlich mit ihren Fächern kühle Luft zuzuwehen, wodurch ein unangenehmes Geräusch fortwährend verursacht wird.

Die Kirche St. Cyr (die Theatinerkirche), in der Nähe der strada nuovissima, ist eine der ältesten Kirchen der Stadt und war lange Zeit die Cathédrale, bis die Sct. Lorenzkirche dazu erhoben wurde. Ihren jetzigen Glanz verdankt sie den Theatinern, welche im Jahre 1575 in den Besitz dieser Kirche kamen. Sie ist durchaus von weißem Marmor. Ihre hohen dicken Säulen, jede aus einem einzigen Stück weißen Marmor, ihre schönen Altäre und herrlichen Gemälde geben ihr ein pompöses Ansehen.

Die Kirche Annunziata in der Mitte zwischen der strada Balbi und der strada nuovissima ist nach der Cathédrale die größte Kirche. Ihr Aeußeres ist nicht ganz vollendet und sehr einfach. Das Innere ist außerordentlich reich. Allgemein bekannt und mit Recht bewundert an ihr ist das über dem

Eingange befindliche Meisterwerk von **Procaccino**, das Abendmahl unseres Herrn vorstellend.

Unter den Anstalten für die Armen und Kranken, für welche in **Genua** musterhaft gesorgt ist, verdient das große Armenhaus und das Spital **Pommatone** sowohl der äußern Form als der inneren Einrichtung wegen gesehen zu werden.

Die Börsenhalle ist weder groß noch großartig in Vergleich mit den übrigen Gebäuden. Sie ist 105 Fuß lang und 66 Fuß breit, sie ist gewölbt und eine Kolonnade von 16 dorischen Säulen stützt die Wölbung. Die Handelsgeschäfte werden nicht mehr in dieser Halle abgeschlossen, sie dient jetzt zum Auf- und Abgehen für Jedermann.

Der Hafen von **Genua** ist einer der größten und schönsten, die man sehen kann. Er bildet ein großes Amphitheater; zwei lange in das Meer hineingebaute Dämme, wodurch die Sicherheit des Hafens hergestellt wurde, indem das Meer gewöhnlich sehr stürmisch ist, lassen einen großen Zwischenraum für die einlaufenden und auslaufenden Schiffe, und bilden gleichsam eine Eingangspforte und sind beide mit einen Leuchtthurm versehen. Ein dritter hoher Leuchtthurm ist auf einem Felsen auf der linken Seite des Hafens gebaut. Fast alle Schiffe müssen von der rechten Seite (von der **riviera di levante**) her einlaufen, indem die Strömung an der linken Seite

das Einlaufen kaum erlaubt. In dem Hafen iſt Platz für mehrere tauſend Schiffe. Allein nur 4 bis 500 Schiffe, worunter auch etliche Kriegsſchiffe ſind, befinden ſich in dem Hafen.

In dem Hafen ſind auch Badeanſtalten angebracht, wo man um 1 Franken ein Seebad nehmen kann. Es giebt kein vortrefflicheres wohlthuenderes Bad als ein Seebad. Das Meerwaſſer iſt ſehr ſtärkend und erfriſchend. Die Einrichtung dieſer Badeanſtalten iſt ſehr zweckmäßig, und eine lobenswerthe Reinlichkeit herrſcht daſelbſt. In jeder einzelnen Zelle iſt ein Tiſch mit den nothwendigen Tüchern und eine Badewanne, zu welcher man auf einer kleinen Treppe hinabſteigt. Die Badewanne iſt geräumig und hat durchaus weit auseinander ſtehende Spalten, durch welche ſtets das Meerwaſſer durchſtrömt, ſo daß man immer neues und friſches Waſſer hat.

Genua hat drei Theater, das **teatro regio** in dem Pallaſt **Durazzo**, das **teatro St. Agostino** und das **teatro Carlo Felice**. Das letztere iſt das neueſte, größte und ſchönſte. Es wurde im Jahre 1827 von dem Architekten **Barabino** erbaut. Es hat zwei Façaden, die eine auf den Platz **Carlo Felice** hin, die andere in die Straße **Carlo Felice** hinein. Jene iſt die Hauptfaçade, und hat ein Periſtil von 6 hohen doriſchen Säulen. Sie iſt 144 Fuß lang. Schöne hohe Arkaden ziehen ſich längs den beiden

Façaden hin. Einer der besten Gasthöfe ist das **hôtel de la croix de Malte**, er ist gut gelegen und hat die Aussicht auf das Meer. Die brillantesten **cafés** sind in der Straße **Carlo Felice**. Man bekommt hier Gefrorenes von allen Gattungen in vorzüglicher Güte um den niedersten Preis. Ein Glas Gefrorenes kostet, je nachdem die Sorte ist, 4 bis 8 **sous**.

Man lebt überhaupt in **Genua** sehr gut; die Fische, besonders Thunfisch und Seekrebse, sind ein Leckerbissen; das Obst, die Mandeln, die Haselnüsse sind vortrefflich und besonders wohlschmeckend sind die Pfirsiche. Orangen und Citronen giebt es die Hülle und die Fülle.

Was man von **Genua** gewöhnlich sagt: **gente senza fide, mare senza pesce, monte senza legno e Donne senza vergogna** ist eine ungewöhnliche Unwahrheit, und besonders was die Damen betrifft eine ungalante freche Lüge, wie Jeder, der die genuesischen Damen kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt hat, sagen muß. Verführerisch sind sie allerdings durch den Reiz ihrer Schönheit, aber sie mißbrauchen ihre Reize nicht, sie machen nur den Gebrauch davon, den alle Damen in der Welt davon machen. Uebrigens ist der Reichthum **Genuas** an schönen Damen wirklich außerordentlich und auch in dieser Hinsicht verdient **Genua** den Beinamen „**la**

superba.“ Intereſſantere weibliche Schönheiten habe ich noch nie geſehen, und die Art, wie ſie ſich kleiden, iſt nicht minder intereſſant. Sich zu kleiden iſt eine Kunſt. Alle Kunſt hat zum Zweck, die Natur auf eine höhere Stufe zu erheben, ſie iſt die Verherrlichung der Natur, ſie iſt die Verſchönerung derſelben. Dieſe Kunſt verſtehen die Genueſerinnen. Die graziöſe Art, wie ſie ihre weißen Schleier, welche den Namen **Mezzaro** haben (die charakteriſtiſche Tracht der genueſiſchen Damen), tragen, trägt ungemein viel bei, die Anmuth ihrer reizenden Geſichtsbildung zu erhöhen. Die Menge der ſchönen Damen kann man auf den öffentlichen Promenaden am leichteſten beiſammen ſehen. Dieſe Promenaden ſind von 2 Arten, innerhalb der Stadt und außerhalb der Stadt. Innerhalb der Stadt dienen die Straßen **Carlo Felice** und **strada nuova**, ferner die Straße **Balbi** bis zum Platze **Aquaverde** zum Spaziergang. Jeden Abend ſind beſonders die beiden zuerſt genannten Straßen unendlich lebhaft. Auch des Sonntags Nachmittag zwiſchen 1 und 2 pflegt ſich die ſchöne Welt in dieſen Straßen ſehen zu laſſen.

Außerhalb der Stadt iſt der am meiſten beſuchte Spaziergang die **Aquasola**. Ein ſehr großer erhöht liegender viereckiger Platz, in deſſen Mitte eine ſchöne Fontaine ſteht (daher auch der Name **Aquasola**) mit herrlichen Anlagen, mit breiten Wegen für die

Fußgänger und Bänken für die Müden und mit breiten Wegen für die Fahrenden, bildet die Promenade und auch zugleich den corso. Man hat hier die Aussicht auf das Meer, auf die campagne von Genua mit ihren pallastähnlichen Villa's, man sieht die hohen Apenninen und einen Theil der Stadt. Eine anmuthigere Promenade kann man sich kaum denken.

Der Spaziergang um die Wälle Genuas ist nicht sehr besucht, er verdient aber gar sehr besucht zu werden und zwar besonders des Abends, wenn der Himmel ganz heiter ist. Majestätischer giebt es keine Ansicht als die des unermeßlichen Meeres und nirgends kann man in Genua dieses besser sehen als auf den Wällen. Die Promenade zieht sich fast 2 Stunden lang fort. Brausend wälzt das Meer seine Wellen an die Felsen heran, schäumend prellen sie ab von den Felsen, spritzen hoch das Wasser in die Höhe, und weithin sind die Ufer des Meeres wie von einem weißen Rand eingefaßt; in der Ferne zeigen sich der Schiffe weiße Segel und eilen den Hafen zu erreichen; des Mondes schwankendes Licht schimmert zitternd in den Wellen. Ueber uns ist die blaue gewölbte Fläche mit ihren unzähligen Sternen in steter Bewegung, unter uns ist die blaue gewölbte Fläche mit ihren unzähligen Wogen in steter Fluth. Es giebt nichts unter der Sonne, was einen groß-

artigeren Eindruck machte. Und nun erst versteht man die Schilderungen der Dichter, eines Homer, eines Virgil, nun erst versteht man den lieblichen Sänger von Kona der Hallen, Ossian, wenn er so rührend beschreibt das Meer bei dem Aufgang und Niedergang der Sonne. So oft man auch diesen Spaziergang wiederholt, mit erneuertem Interesse macht man ihn und die Erinnerung noch ist eine wohlthuende, eine begeisternde.

Die Fahrt auf dem Meere in einer leichten Gondel gehört auch zu den großen Annehmlichkeiten Genuas. Auf dem Meere fühlt man freier und denkt man freier.

Ganz Genua übersieht man am besten, wenn man die Kuppel der Kirche Santa Maria di Carignano besteigt, von wo aus man das herrlichste Panorama vor sich hat. Nahe bei dieser Kirche ist die berühmte Brücke, welche die beiden Berge Sarzano und Carignano mit einander verbindet. Die Brücke geht so hoch, daß man unter sich Häuser von sieben Stockwerken sieht.

Allenthalben in Genua sieht man sehr häufig Marienbilder, welche auch oft unter den Stadtthoren angebracht sind, mit der Inschrift „libertas.“ Wie bei den Griechen und Römern Castor und Pollux die Beschützer der Seefahrenden waren, so ist bei den Christen die heilige Jungfrau die Schutzpatronin

der Seeleute und der meisten Seestädte. In Gefahren bedarf der Mensch einer schützenden Macht, und wo sollte er diese eher finden als in dem Himmel?

In Genua bleibt man je länger je lieber. Allein Alles in der Welt hat seine Zeit, das Bleiben wie das Gehen. Mit Genua hatte ich das Ziele meiner Reise erreicht. Ich trat nun meinen Rückweg an durch die Lombardei und die Schweiz.

Nach Mailand akkordirte ich mit einem Vetturino um 22 Franken für drei Tage. Zum letzten Male sah ich nun die Ufer des Meeres, in welchem Genuas männliche Jugend sich badend herumtummelte, scheidend begrüßte ich Genuas reizende campagne, und fuhr durch die Apenninen hin über Ronco nach Novi. Von der letzteren Stadt an verschwinden die Gebirge zur Linken nach und nach ganz und werden zur Rechten stets niederer. Durch fruchtbare, gut angebaute, besonders an türkischem Korn reiche Gefilde fährt der Weg über Pozzolo, an Tortona vorbei über den Fluß Scrivia nach dem freundlichen gewerbsamen Städtchen Voghera, wo man in dem Gasthaus zu den drei Mohren sehr gut logirt. Unweit von Voghera, hart an der Straße den Berg hinauf gebaut, liegt schön der Flecken Casteggio (das alte Clastidium). Von hier an nähert man sich stets mehr der lombardischen Ebene. Die Berge hören nun ganz auf. Das Land ist überall sehr

ergiebig und wird vortrefflich benutzt, die Gegend wird aber einförmig. Ohngefähr 2 Stunden, ehe man nach Pavia kommt, passirt man den Po, über welchen eine so erbärmliche Schiffbrücke führt, daß man es nicht wagen kann, in dem Wagen zu bleiben, sondern recht gerne zu Fuß geht. Ueber der Brücke führt eine schöne mit Bäumen dicht bewachsene Straße bis zur Gränze der Lombardei, welche eine halbe Stunde vor Pavia sich befindet.

IV.

Reise durch die Lombardei.

Natürlich wird man auch hier zuerst von der **Douane** begrüßt, sie ist in Hinsicht der Bücher sehr streng und in Betreff des Zuckerwerks ganz despotisch, denn dieses unterliegt unbedingt der Confiscation, wenn nicht die Gnade des Zollbeamten durch bittende Worte rege gemacht wird. Es ist zwar höchst seltsam, daß die Süßigkeiten sogar nicht über die Gränze hinüber sollen, auch wenn man noch so gerne einen Eingangszoll bezahlen wollte, allein bei den Zollanstalten giebt es so viele Seltsamkeiten, daß Einem das horazische **nihil admirari** hier sehr leicht wird.

Nach überstandener Visitation gelangt man bald über den **Ticino**, über welchen eine gedeckte Brücke gebaut ist, nach **Pavia**. **Pavia**, diese alte im ganzen Mittelalter so bedeutende und historisch wichtige Stadt ist nun nur noch eine Trümmer dessen, was sie einst war. Sie hat ziemlich breite, aber menschenleere Straßen, die Häuser zeichnen sich durch ihre

Bauart nicht besonders aus. Was die Stadt allein noch hebt, ist die Universität, welche ein sehr merkwürdiges und äußerst interessantes Gebäude ist. Eine der ältesten, in ihrer ersten Anlage schon von Karl dem Großen gegründeten, Lehranstalten, wurde die Universität im 13ten und 14ten Jahrhundert außerordentlich berühmt und hat ihren Ruhm bis jetzt noch immer, wenigstens in einem einzelnen Zweige der Wissenschaften, in dem medizinischen, behauptet. Von auswärtigen Studirenden findet man nur Schweizer, insgesammt Mediziner. Die vortrefflichen medizinischen Anstalten der Universität sind allgemein bekannt. Das Gebäude hat einen sehr großen Umfang und ist nur nach und nach erweitert worden. In den Säulengängen, welche um die Höfe rings herumlaufen, sind die Lehrer der Universität von den ältesten Zeiten an abgebildet. Besonders merkwürdig sind die Abbildungen der alten Juristen (der sogenannten Scribentes) Baldus, Jason, Butcella. Sie sind dargestellt auf dem Katheder stehend und um sie her ihre Zuhörer mit andächtiger Miene. Ferner sind hier mehrere Alterthümer aufgestellt, z. B. Opferaltäre des Merkur, der Diana, der Isis, mehrere wohlerhaltene antike Säulen.

Auf dem großen Platze Chiesi, vor dem großen Jesuiterkollegium, welches Kaiser Franz I. restauriren und, nachdem es lange Zeit zu ganz andern

Zwecken diente, seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergeben ließ, steht die berühmte und ihres Ruhmes werthe kolossale Statue des Papstes Pius V. aus Bronze.

Die andere, aus dem Alterthume übrig gebliebene Statue, den Kaiser Antonius Pius zu Pferde vorstellend, wurde während der Napoleonischen Zeit nach Paris gebracht und ist auch dort geblieben.

Die alte Residenz, nahe bei der porta Milanese, ist unbewohnt und unbewohnbar. Unferne dieser porta, welche mit zwei Bildsäulen, den Po und den Ticino vorstellend, geziert ist, ist ein sehr guter Gasthof, das **Albergo del Lombardia.**

Der Weg von Pavia nach Mailand geht durch die große fruchtbare lombardische Ebene. Die Straße ist mit Weiden und Pappeln besetzt und weithin sind nichts als Reisfelder sichtbar, deren schönes Grün dem Auge wohlthut. Zur Seite hat man stets den Kanal des Ticino, welcher bis Mailand sich erstreckt. Von **Binasco** aus, welches in der Mitte des Weges liegt, und durch den parmesanischen Käse, welcher daselbst gemacht wird, bekannt ist, hat man immer den herrlichen Dom von Mailand vor Augen, welcher von weitem schon die Hauptstadt der Lombardei ankündigt.

In Mailand stieg ich in dem Gasthof des

Herrn Reichmann ab und war sehr wohl zufrieden. Ich kann daher hier dem Urtheile des Herrn Menzel, welchem ich in sehr vielen Dingen sonst gar sehr beistimme, nicht beitreten und es muß wohl irgend ein besonderer Grund gewesen seyn, welcher seine Unzufriedenheit veranlaßt hat.

So wie **Genua** den Beinamen „**la superba**“ hat, so hat Mailand den Beinamen „**la grande**,“ denn sie hat 10 italienische Meilen im Umfange. Die Stadt hat keinen großen Fluß, aber der Ticino und die Adda versehen sie vermittelst künstlicher Kanäle mit Wasser, so wie auch die 3 Seen der **Lago di Lecco**, der **Lago di Como** und der **Lago maggiore**. Mailand ist eine von den Galliern (den Insubriern) gegründete Stadt und wurde von dem römischen Feldherrn Marcellus gegen Viridomanus, König der Insubrier erobert. Unter den Römern kam sie in große Blüthe und war mehrmals der Aufenthalt römischer Kaiser. Bei den Stürmen der Völkerwanderung litt sie viel durch die Gothen, Hunnen und Longobarden. Unter Karl dem Großen wurde sie der fränkischen Monarchie unterthan und erhob sich allmählich zu einer der wichtigsten italienischen Städte. Bei dem großen Kampfe zwischen der päpstlichen und weltlichen Macht, wo Mailand an der Spitze des italienischen Städtebundes auf Seiten der ersteren stand, bei der politischen Rivalität zwischen

Karl V. und Franz I., wo Mailand der Zankapfel zwischen der französischen und spanisch-teutschen Macht war, bis zu der neuesten Zeit, behauptete Mailand seine Wichtigkeit.

Die Lage der Stadt in der großen fruchtbaren lombardischen Ebene, ihre schönen Gebäude, ihr Reichthum, ihre Reinlichkeit, der Luxus der Einwohner, die Prachtliebe derselben, der heitere Sinn und der muntere Genuß des Lebens, die Blüthe der Wissenschaft und Kunst, machen Mailand zu einem sehr angenehmen und interessanten Aufenthalt, und noch immer passen jene Verse von Ausonius:

> Et Mediolani mira omnia, copia rerum,
> Innumerae cultaeque domus, foecunda virorum
> Ingenia, etc.

Wie in allen großen Städten, welche eine lange Vergangenheit haben und nicht erst neugeboren sind, so gehören auch in Mailand die Kirchen zu den vornehmsten Sehenswürdigkeiten. Unter diesen ist aber der allberühmte Dom die ausgezeichnetste. Hier ist mehr als Griechenland und Rom aufweisen konnten, hier ist mehr als der Tempel des Jupiter zu Olympia, als der Tempel des Apollo zu Delphi, als der Tempel der Minerva zu Athen. Man fühlt es, hier ist der Tempel des wahren Gottes, nicht der Tempel der geschnitzten Götter. Zu der

Idee eines solchen Doms konnte nur das Gefühl des Gottes der Christen begeistern (est Deus in nobis, agitante calescimus illo). Majestätische Erhabenheit ist am Aeußern, majestätische Erhabenheit ist im Innern. Ganz mit weißem Marmor bekleidet strebt der Dom empor zum Himmel mit 120 kleinen Thürmen und einer hohen Kuppel, auf deren obersten Spitze das Bildniß der heiligen Jungfrau steht, welcher die Kirche gewidmet ist („Mariae nascenti"). Von unten bis oben ist alles mit kleinen Figuren bedeckt, 4500 an der Zahl. Das Innere der Kirche, ebenfalls ganz von weißem Marmor, hat die Form eines lateinischen Kreuzes, hoch gewölbte Bogen erstrecken sich lang hin gestützt von 54 Marmorsäulen, jede 84 Fuß hoch. Die Länge der Kirche beträgt 460 Fuß, die Breite 166 Fuß, die Höhe 240 Fuß. Am Eingange der Kirche stehen zwei Granitsäulen, jede von 40 Fuß, aus einem einzigen Stück. Der Fußboden ist ganz mit weißem Marmor belegt. Das Gewölbe ist gemalt und sieht gleichsam wie durchbrochen aus. Halbdüster ist das Innere, wie dies in allen Domkirchen der Fall ist, und die Glasmalereien lassen ein nur mysteriöses Licht durchschimmern. Die ewige Lampe vor dem Hochaltar leuchtet mit schwachem Strahle stets vor dem Allerheiligsten und wirft zitternd, wenn man des Abends den Dom besucht, ihr melancholisches Licht in das lange

Schiff der Kirche hin. Der Hochaltar ist ganz von Bronze, um den Chor rings herum sind herrliche Sculpturarbeiten von Biffi und Prestinari, welche Darstellungen aus der heiligen Geschichte, z. B. Mariä Verkündigung, Christi Geburt, ausdrücken. Hinter dem Chore steht die anatomisch so sehr merkwürdige Bildsäule des heil. Bartholomäus von dem Bildhauer Agrati. Der Heilige ist abgebildet, wie ihm eben die Haut abgezogen wurde, welche lange am Rücken herabhängt. Auf beiden Seiten des Hochaltars sind schöne Orgeln und zwei schöne Kanzeln von Bronze. Auf der Kanzel zur Linken des Hochaltars, welche von den Statuen der vier Evangelisten gestützt ist, predigt nur der Erzbischoff; auf der Kanzel zur Rechten, welche von den Statuen der vier ersten Kirchenväter getragen wird, predigt gewöhnlich der bestimmte Domgeistliche. Die übrigen Altäre sind alle mit guten Gemälden geziert. Unter dem Hochaltar ist die berühmte Borromeische Kapelle, welche mit gediegenem Silber ausgeschmückt ist und einen Werth von vier Millionen Franken hat. Hier liegt der selige Carlo Borromeo, Erzbischoff von Mailand, begraben. Der ganze Lebenslauf dieses Heiligen ist in bas relief auf den silbernen Wänden dieser Kapelle abgebildet. Der Bau der Kirche wurde auf Befehl des ersten Herzogs von Mailand, Giovanni Galeazzo Visconti vor 450 Jahren,

im Jahre 1385 angefangen und ist bis jetzt noch nicht vollendet. Nach dem Herzoge haben sich am thätigsten des Baues angenommen, der Erzbischoff Carlo Borromeo, Kaiser Napoleon und Kaiser Franz I. Vor dem Jahre 1805 waren von den 120 kleinen Thürmen nur erst drei fertig. An kleinen Figuren bleiben noch 2500 zu machen übrig. Im Jahre 1785 wurde auch eine Mittagslinie in dem Dom gezeichnet, was man in vielen andern Kirchen ebenfalls sieht. Jeden Sonntag ist um 11 Uhr in dem Dom das Hochamt, welches mit einer Predigt beginnt, worauf das bischöffliche Amt folgt mit Orgel und Gesang abwechselnd der Chorherrn und der besonders dazu angestellten Jungfrauen. In dem Dom, wie überhaupt in der ganzen Lombardei herrscht der ambrosianische Ritus, nur in der Kirche von Monza ist der römische Ritus üblich. Der Dom in Mailand ist nach der Kirche Sct. Peter in Rom und Sct. Paul in London die größte Kirche Europas und faßt an 30,000 Menschen. Von dem Dache des Doms herab, zu welchem 420 Stufen emporführen, hat man eine imposante Aussicht über die ganze Stadt, in deren Mittelpunkt der Dom liegt, und über die weitausgebreitete lombardische Ebene und in der Ferne sind die hohen Gebirge der Schweiz sichtbar, ein schönes Belvedere.

Die alle andern Kirchen Mailands an histori-

schem Interesse übertreffende ist die Kirche des heil. Ambrosius, die älteste in Mailand. Sie hat ein unförmliches Ansehen. Eine einzelne römische Säule steht in ihrer Nähe. Ehe man in sie gelangt, kommt man in einen großen Vorhof mit einem Porticus, ehemals zu einem Tempel des Jupiter gehörig, welcher an diesem Platze stand. Der Porticus führt bis zu den Thoren der Kirche. Diese Thore sollen noch dieselben seyn, welche einst Ambrosius mit eigenen Händen sperrte, um dem Kaiser Theodosius den Eingang zu verwahren, bis er Buße gethan hatte. Damit sie nicht beschädigt werden, sind die Thore mit Draht überzogen. Das Innere der Kirche ist nieder und außerordentlich dunkel. Der Hochaltar war einst ein Altar des Jupiter, die Kanzel ist ganz von Stein und unter ihr zeigt man das Grabmahl des römischen Ministers Stilicho. In dieser Kirche wurde der erste Sieg der geistlichen Macht über die weltliche errungen. Ambrosius führt den Namen des heiligen, ihm gebührt ebenso der Name des großen. An standhaftem Muthe, an hohem Gefühl seiner Würde, an mächtigem Einflusse auf sein Zeitalter durch Worte und Werke, verdient er mit Gregor VII. verglichen zu werden.

Die alte Dominikanerkirche der Maria dello grazie sieht man nur im Vorbeigehen, weil in dem Refektorium des daneben stehenden Dominikanerklosters (jetzt

im Jahre 1385 angefangen und ist bis jetzt noch nicht vollendet. Nach dem Herzoge haben sich am thätigsten des Baues angenommen, der Erzbischoff Carlo Borromeo, Kaiser Napoleon und Kaiser Franz I. Vor dem Jahre 1805 waren von den 120 kleinen Thürmen nur erst drei fertig. An kleinen Figuren bleiben noch 2500 zu machen übrig. Im Jahre 1785 wurde auch eine Mittagslinie in dem Dom gezeichnet, was man in vielen andern Kirchen ebenfalls sieht. Jeden Sonntag ist um 11 Uhr in dem Dom das Hochamt, welches mit einer Predigt beginnt, worauf das bischöffliche Amt folgt mit Orgel und Gesang abwechselnd der Chorherrn und der besonders dazu angestellten Jungfrauen. In dem Dom, wie überhaupt in der ganzen Lombardei herrscht der ambrosianische Ritus, nur in der Kirche von Monza ist der römische Ritus üblich. Der Dom in Mailand ist nach der Kirche Sct. Peter in Rom und Sct. Paul in London die größte Kirche Europas und faßt an 30,000 Menschen. Von dem Dache des Doms herab, zu welchem 420 Stufen emporführen, hat man eine imposante Aussicht über die ganze Stadt, in deren Mittelpunkt der Dom liegt, und über die weitausgebreitete lombardische Ebene und in der Ferne sind die hohen Gebirge der Schweiz sichtbar, ein schönes Belvedere.

Die alle andern Kirchen Mailands an histori-

schem Interesse übertreffende ist die Kirche des heil. Ambrosius, die älteste in Mailand. Sie hat ein unförmliches Ansehen. Eine einzelne römische Säule steht in ihrer Nähe. Ehe man in sie gelangt, kommt man in einen großen Vorhof mit einem Porticus, ehemals zu einem Tempel des Jupiter gehörig, welcher an diesem Platze stand. Der Porticus führt bis zu den Thoren der Kirche. Diese Thore sollen noch dieselben seyn, welche einst Ambrosius mit eigenen Händen sperrte, um dem Kaiser Theodosius den Eingang zu verwahren, bis er Buße gethan hatte. Damit sie nicht beschädigt werden, sind die Thore mit Draht überzogen. Das Innere der Kirche ist nieder und außerordentlich dunkel. Der Hochaltar war einst ein Altar des Jupiter, die Kanzel ist ganz von Stein und unter ihr zeigt man das Grabmahl des römischen Ministers Stilicho. In dieser Kirche wurde der erste Sieg der geistlichen Macht über die weltliche errungen. Ambrosius führt den Namen des heiligen, ihm gebührt ebenso der Name des großen. An standhaftem Muthe, an hohem Gefühl seiner Würde, an mächtigem Einflusse auf sein Zeitalter durch Worte und Werke, verdient er mit Gregor VII. verglichen zu werden.

Die alte Dominikanerkirche der Maria dello grazie sieht man nur im Vorbeigehen, weil in dem Refektorium des daneben stehenden Dominikanerklosters (jetzt

Kaserne!) das allbekannte Freskogemälde des **Leonardo da Vinci, il cenacolo** (das heil. Abendmahl) sich befindet. Es giebt viele Darstellungen des Abendmahls, z. B. von **Dürer**, von **Rubens**, von **Crespi**; allein alle werden von dem Gemälde des **Leonardo da Vinci** so sehr übertroffen, als die Sonne den Mond übertrifft. **Da Vinci** hat den schwierigsten Moment aufgefaßt, wie **Jesus** die Hand in die Schüssel taucht und die Worte spricht: wer mit mir die Hand in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen. Ergreifender kann dieser Moment nicht dargestellt werden; die himmlische Würde, die göttliche Sanftmuth von **Jesus**, wie er so ganz nur Liebe ist bei dem letzten Liebesmahle, das Benehmen der Apostel nach ihrem Charakter und ihrer ganzen Individualität, so wie diese uns aus der heil. Schrift bekannt sind, z. B. des **Johannes**, des **Petrus**, die teuflische Bosheit des **Judas**, mit der verwegenen Frage im Gesichte: „Bin ich's?“ (der Satan ist in ihn gefahren), sind wundervoll ausgedrückt. Die Beobachtung der Perspektive ist vollkommen. Als **Leonardo** das Gemälde machte, erhielt er täglich 70 Reichsthaler. Da er gewöhnlich sehr langsam arbeitete, war der Prior des Klosters der Meinung, er thue dies, um mehr Geld zu verdienen und machte ihm deshalb mit ungestümen Worten Vorwürfe. Verdrießlich hierüber soll sie, so erzählt

man, Leonardo den Spaß erlaubt haben, seinem Judas einige Aehnlichkeit mit dem Prior zu geben. Es ist nur Schade, daß das Gemälde immer mehr und mehr zu verschwinden droht. Den ersten großen Nachtheil litt dasselbe durch die Mönche selbst. Da es gerade über dem ehemaligen Eingang zu dem Refektorium gemalt ist, den Mönchen aber dieser nicht mehr hoch genug war, so geriethen sie auf den unbarmherzigen Einfall, etwas von der Mauer abzubrechen, um den Eingang zu erhöhen, wodurch denn vieles an dem Gemälde zerstört wurde. Den zweiten noch größern Nachtheil verursachte der französische revolutionäre Krieg, bei welchem das Refektorium zu einem Stalle dienen mußte. Die Wand, worauf das Gemälde ist, wurde dadurch nach und nach feucht und die Farben bleichten ab. Die Feuchtigkeit greift stets weiter um sich, und greift daher die Farben stets weiter an. Alles Mögliche wurde schon versucht, dem Uebel abzuhelfen, alles aber blieb vergeblich. Sichtbar schwindet das Gemälde jedes Jahr mehr dahin, bis es endlich ganz verschwinden und unsichtbar werden wird.

Da man die Originalzeichnung des Gemäldes von der Hand des Künstlers selbst noch hat, so wurden mit Hülfe derselben viele Copieen gemacht, unter welchen die von Bossi verfertigte, welche in dem ehe-

maligen Jesuitenkollegium di Brera zu sehen ist, zu den sehr gelungenen gezählt werden muß.

Als ein ursprünglich römisches Gebäude ist die Sct. Lorenzkirche merkwürdig. Sie war einst ein Bad des Kaiser Augustus. Nicht weit von dieser Kirche stehen 16 antike Säulen, welche entweder zu diesem Bade oder, wie Andere wollen, zu einem Tempel des Herkules gehörten.

Unter den vielen andern Kirchen Mailands, welche fast durchgehends außerordentlich reich ausgeschmückt und mit einer Menge vortrefflicher Gemälde geziert sind, erwähne ich nur noch der Sct. Magdalenenkirche und der Sct. Stephanskirche, in welcher letzteren im Jahre 1477 Galeazzo Sforza von 3 Verschworenen ermordet wurde.

Theater hat Mailand drei vorzügliche, das Theater della Scala, die Canobiana und das Theater Carcano. Das erste ist überall als eines der größten und besten Theater Europa's anerkannt. Man giebt daselbst nur große Opern und Ballets. Von außen stellt es zwar nur wenig vor, aber das Innere ist prachtvoll, es bildet ein großes Oval, hat 6 Reihen Logen, und ist reich verziert. Es faßt 5000 Menschen. Das Orchester ist von 80 Musikern besetzt. Die Logen sind alle sehr bequem eingerichtet, jede hat ein kleines Vorzimmerchen und ist mit seidenen Vorhängen von grüner oder gelber Farbe versehen.

Der Name della Scala rührt davon her, weil an dem Platze, wo jetzt das Theater steht, früher eine Kirche stand, welche der heil. Maria della Scala geweiht war (wie es ja auch in Teutschland Kirchen „der heil. Maria zum Steeg" giebt). Das Theater wurde im Jahre 1778 von dem Baumeister Piermanini vollendet. Während des Sommers ist keine große Oper. Nicht einmal in der Canobiana wurde gespielt, nur in dem teatro Carcano war Oper. Ich sah daselbst „il pazzo per amore" von dem wenig bekannten Compositeur Cappola. Die Musik war unbedeutend und voll Reminiszensen, aber die Execution von Seiten des Orchesters und des Singpersonales war ausgezeichnet. Man konnte hier recht sehen, wie eine an sich gehaltlose Musik durch die Ausführung gewinnt. Italien ist noch immer das Land der Musik, des Gesangs, der Oper. Kirche und Oper, das sind die beiden öffentlichen Anstalten, welche den Italiener am meisten beschäftigen, welche ihm so nöthig sind als das Brod; und welche andere Anstalt trägt auch mehr bei zur Erhebung des Lebens einerseits, und zu seiner Erheiterung andererseits?

So wie für die Freude des Lebens herrlich gesorgt ist, so ist aber auch für die Trauer des Lebens zweckmäßig Sorge getragen. Das große Hospital und das Zuchthaus sind ganz vorzügliche Anstalten, besonders ist das Hospital, welches von Francesco Sforza

gegründet wurde, ein wahrer königlicher Pallast an Größe und Pracht. Kranke ohne Unterschied des Glaubens und der Nation werden darin aufgenommen. Die Reinlichkeit, die Bedienung ist sehr lobenswerth. Mehr als 3000 Betten sind vorhanden.

Unter den Anstalten für Künste und Wissenschaften sind die Ambrosiana und das ehemalige Jesuiterkollegium di Brera die berühmtesten.

Die Ambrosiana enthält drei Abtheilungen, den Bibliotheksaal, den Saal für Statuen und Abgüsse, den Saal für Gemälde und Zeichnungen. In dem sehr schönen Bibliotheksaale ist besonders das Kabinet, worin die Manuscripte sich befinden, zu bemerken. Gegen 10,000 Manuscripte sind hier beisammen, von denen man den Fremden gewöhnlich nur zwei (ex duobus disce omnia) vorzeigt, den Flavius Josephus, auf ägyptischem Papyrus geschrieben, und einen von Petrarka eigenhändig auf Pergament sehr schön geschriebenen Virgilius cum notis Donati. Die Bibliothek ist zu Ehren des heil. Ambrosius von dem Neffen des Carolo Borromeo, Erzbischoffs von Mailand, gestiftet worden.

In dem Saale für Statuen und Abgüsse sind blos die Abdrücke des Torso, des Laokoon, des Herkules und des Apollo interessant. Der Saal für Gemälde und Zeichnungen ist aber eine wahre Schatzkammer. Es sind zwar nur wenig Gemälde

vorhanden, allein diese wenigen sind ausgesucht. Man sieht hier Jesus am Kreutze von Guido Reni, mehrere vortreffliche Gemälde von Carolo Dolce, und zwei Meisterstücke von Leonardo da Vinci, das eine das Bild eines Sterbenden mit gebrochenen Augen und halbgeöffnetem Munde, das andere das Bild einer schönen Jungfrau darstellend. Beide Gemälde sind zugleich als physiologisches und psychologisches Kunstwerk allgemein bewundert. Mit Recht heißt Leonardo da Vinci der Philosoph unter den Malern. Seine außerordentlichen Kenntnisse und tiefe Studien beweisen auch seine hinterlassenen Skizzen und Zeichnungen und sonstigen Papiere, welche sorgfältig zusammengeheftet und in einem Foliobaud aufbehalten in der Ambrosiana verwahrt waren. Napoleon ließ diese kostbare Hinterlassenschaft nach Paris verbringen, woselbst sie auch bis jetzt verblieben ist. Statt des Originals liegt nun ein Abdruck desselben in dem Saale. Den meisten, ja einen unschätzbaren, Werth hat aber Raphaels Karton der Schule von Athen, welcher ebenfalls nach Paris wandern mußte, aber bei der großen Restitution im Jahre 1815 wieder zurückgegeben wurde.

Außerdem enthält die Ambrosiana noch ein modernes Kunstkabinet, worin mehrere neuere Gemälde und kunstvolle Arbeiten in Bronze, z. B. Apollo umgeben von den neun Musen, der Sonnengott in

dem Sonnenwagen aufgestellt sind; das Ganze ist ein Geschenk des 1830 verstorbenen bekannten Herrn Pecis.

Das schon genannte Jesuiterkollegium di Brera, welches jetzt eine Akademie der Künste und Wissenschaften ist, verdient gesehen zu werden seiner grandiosen Bauart wegen und weil in ihm vereint die Bildergallerie, das Antiquitätenkabinet und die große Bibliothek enthalten sind. Die Bildergallerie ist sehr ansehnlich. Sehr werthvoll sind die Freskogemälde von Luini, D'Oggiano und Ferrario, sie wurden mit vieler Mühe aus den aufgehobenen Klöstern mit der Mauer, worauf sie gemahlt sind, ausgebrochen und jedes mit einer besondern Einfassung umgeben, so daß man auf den ersten Anblick getäuscht, sie für Oelgemälde zu halten geneigt ist. Ausgezeichnet sind ferner von Guido Reni die Apostel Petrus und Paulus; von Albano der achtjährige Jesus im Tempel, wie ihn seine Eltern suchen und wiederfinden; von Paolo Veronese die Salbung Jesus durch Maria, die Schwester der Martha. Jesus ist meisterhaft dargestellt, aus seinem Antlitz leuchtet himmlische Anmuth und göttliche Würde hervor. Paolo selbst hat sich auf diesem Gemälde in blauem Gewande, am Ende der Tafel sitzend, gemalt; von Ferrario der Märtyrertod der heil. Katharina. Zwischen zwei Rädern, welche zwei römische Henkers-

knechte zu brechen anfangen, steht die heil. Katharina, das hohe Selbstgefühl der Unschuld, die freudige Aufopferung für Gott, Vertrauen zum Himmel spricht sich aus in ihren Mienen und Blicken, Verzeihung fleht sie herab für ihre Feinde und Mörder, rechts auf einer Erhöhung sitzt der römische Präfect mit seinem Stabe, heidnische Rachsucht ist in seinem Gesichte, rings umher hinter den Schranken steht gaffend das Volk; von Raphael die Vermählung von Joseph und Maria, obgleich aus Raphaels erster Zeit in seines Lehrers Perugino's Manier gemalt, zeugt das Gemälde schon von des Künstlers hohem Geiste und ausgezeichnetem Talente, auch er hat sich auf dem Gemälde selbst abgebildet, an seinem Knie einen Stab zerbrechend. Außerdem sind noch mehrere vorzügliche Gemälde von Dominichino, Carlo Dolce, Carneci vorhanden. Aus der ältesten venezianischen Schule sind mehrere Gemälde von Carlo Crivelli, welcher im Anfange des 15ten Jahrhunderts lebte, bemerkenswerth.

Das Antiquitätenkabinet enthält von antiken Originalen gar nichts, nur Abgüsse sind vorhanden, unter welchen folgende sich auszeichnen: eine schlafende Venus, die beiden Zwillingsbrüder Schlaf und Tod, ein schlafender Bacchus, ein trunkener Silen, die kolossalen Büsten des Jupiter von Phidias und der Minerva von Praxiteles. Von neueren

Kunstwerken bemerke ich besonders die casta Diva, eine Vestalin, eine Büste des Malers Appiani (des Lieblingsmalers von Napoleon, von welchem die Freskogemälde der Magdalenenkirche in Mailand gemalt sind), von Canova, und der drei Grazien von Thorwaldsen, alle von weißem Marmor. Die Bibliothek ist sehr reich und ist sehr gut eingerichtet. In einem langen Gange vor der Bibliothek ist eine Gallerie der berühmtesten Gelehrten und Künstler der älteren und neueren Zeit, hauptsächlich der Italiener. Ueber der Eingangspforte zur Bibliothek stehen die Worte „σοφῶν συμποσιον" (das Gastmahl der Weisen).

Napoleon, welcher Mailand sehr liebte, hat sehr vieles zur Verschönerung der Stadt gethan und würde noch viel mehr gethan haben, wenn er länger Kaiser geblieben wäre. Die berühmte porta orientale, der Triumphbogen, die Arena sind bleibende Denkmale der kaiserlichen Periode. Die porta orientale war schon früher als schön bekannt, allein Napoleon ließ sie ganz neu äußerst geschmackvoll restauriren und mit herrlichem haut relievs schmücken. Der Triumphbogen, welchem jetzt der Name Friedensbogen (arco di pace) zu Theil wurde, ist immer noch nicht ganz vollendet, doch wird unaufhörlich an ihm gearbeitet. Er ist in der That ein prachtvolles Meisterwerk. In haut relief sollten an ihm die

Siege Napoleons und die Hauptepoche seines öffentlichen Lebens verewigt werden. Wie sein Leben überhaupt, so blieb aber auch dieser sein Triumphbogen nur Stückwerk. Nun sieht man hier versammelt die Siege Napoleons, seine Eidesleistung als Kaiser und die Siege der zur sogenannten Befreiung Europas Verbündeten, die Eidesleistung der zur heiligen Allianz verbundenen drei hohen Machthaber. Oben auf die Mitte des Friedensbogens kommt die Göttin des Friedens zu stehen, einherfahrend auf dem Triumphwagen von stattlichen Pferden gezogen, von Nymphen zu Pferde umgeben; auch die vier Flüsse der Lombardei, der Po, Ticino, die Adda und der Mincio werden oben symbolisch abgebildet werden. Die Pferde sind kolossal und von Bronze, mehrere sind schon fertig da und sehr wohl gelungen. In Nischen sind um den Friedensbogen herum sehr schöne Statuen aufgestellt, z. B. Klio, Minerva, Mars, Apollo (welcher hier eine auffallende Aehnlichkeit mit Napoleon hat).

Die Arena ist eine Nachahmung des Amphitheaters von Verona, und ist ein zu Kampfspielen, Wettrennen und Seegefechten (denn die Arena kann ganz unter Wasser gesetzt werden) bestimmter Platz. Rings herum erheben sich terrassenförmig die Sitze für die Zuschauer, deren 20,000 hier Raum genug haben. Unter einem Porticus mit Granitsäulen sieht

der Hof den Spielen zu, hinter dem Portikus ist ein großer Saal. An die Arena gränzt ein sehr umfassender Platz, der campus Martius, auch piazza d'armi genannt. Längs diesem Platze hatte Napoleon die Absicht, eine große Residenz zu erbauen, wozu der Plan schon entworfen war.

Sehr der Mühe werth, daß man es besuche, ist das alte Schloß Simonetta. Eine Stunde von Mailand entfernt führt ein sehr angenehmer Weg zu einer alten adeligen Villa, welche ehemals der Familie Simonetta gehörte, die unter dem Herzog Galeazzo Visconti eine glänzende Rolle spielte. Jetzt dient diese Villa in den Zeiten der Noth zum Lazareth. Durch einen niederen gothisch gesprengten Gang gelangt man in den Hofraum, man steigt links eine Treppe hinauf, welche in den zweiten Stock führt, und kommt zu einem Fenster, welchem gegenüber in nicht großer Entfernung eine lange Mauer steht. Hier ist das berühmte Echo. Man mag rufen, oder in die Hände klatschen, oder eine Pistole abfeuern, schallend antwortet in 60 Wiederholungen die neckische Echo. Wer unbewußt bei Nacht hierher geführt würde, dem müßte, wenn er in diesen alten Mauern plötzlich dieses abentheuerliche Echo vernähme, schauerlich und unheimlich zu Muthe werden.

Zu den Hauptvergnügen der Mailänder gehört die Promenade zu Wagen auf dem corso. Der am

meisten besuchte corso, welcher auch allein par excellence so genannt wird, ist der vor der porta orientale. Da wo ehemals die Wälle waren, sind nun herrliche Alleen angelegt und hier geht und fährt die schöne und elegante Welt Mailands spazieren. Auf einer sehr breiten, herrlich geebneten, Straße sieht man fast jeden Abend, besonders Mittwochs und Sonntags, eine ungeheuere Menge von Equipagen hin und her fahren, und auf beiden Seiten der Straße sind die Wege mit Fußgängern angefüllt. In keiner andern Stadt ist ein größerer Luxus und eine höhere Pracht in Equipagen als in Mailand. An den Tagen, an welchen ich den corso besuchte, waren an 500 bis 600 Wagen daselbst und mehrere tausend Fußgänger von allen Ständen. Wie in Genua fast alle Damen weiße Schleier tragen, so herrscht hier die Mode der schwarzen Schleier. An Schönheit stehen aber die Mailänderinnen den Genueserinnen unendlich nach. Die Natur ist capriciös in der Vertheilung aller ihrer Produkte.

In der Nähe des corso ist das große von dem heil. Carlo Borromeo gestiftete Lazareth, worin die zur Zeit des heil. Karls von der damals an der fürchterlich wüthenden Pest Erkrankten verpflegt wurden.

In den Straßen der Stadt ist durchgehends sehr gutes Pflaster und für die Wagen sind steinerne Geleise, worauf die Räder leicht dahin rollen, angelegt.

Die pompöse Hauptstraße von der porta orientale an ist sehr breit und lang und mit schönen zum Theil prachtvollen Gebäuden versehen. Die Straße, in welcher der mit weißem Marmor bekleidete sehenswerthe Bazar sich befindet, ist ebenfalls groß und schön. Von den Thoren Mailands sind außer der porta orientale, noch die porta romana und das nach Pavia führende Thor mit der Inschrift „paci populorum sospiti“ zu bemerken.

Für die Sicherheit der Stadt ist mit einer gewissen Aengstlichkeit Sorge getragen. Tag und Nacht stehen von distance zu distance Soldaten mit Stöcken (denn in den kaiserlich östreichischen Staaten spielt der Stock eine große Rolle) aufgestellt, welche allen Unordnungen zuvorzukommen und die entstandenen im Keime zu ersticken stets bereit sind. Uebrigens lebt man trotz dieser polizeilichen Standespersonen ganz ungenirt und ungestört. Die Leute sind auch im Ganzen mit der Regierung und insbesondere mit dem Vizekönig wohl zufrieden. Des Sommers über hält sich der Vizekönig gewöhnlich in Monza, welches nur ein paar Stunden von Mailand entfernt ist, auf. Der Weg nach Monza ist sehr schön und sehenswerth ist die interessante von der berühmten Königin Theodolinde erbaute Kirche, in welcher ehemals die longobardischen Könige gekrönt wurden, mit der bekannten eisernen Krone. Die Krone ist

von gutem Golde und der Name eiserne Krone rührt von dem eisernen Ringe her, welcher inwendig herumgeht und von dem man sagt, daß er aus einem Nägel von dem Kreuze Christi geschmiedet worden sey. Der alte Name von Monza war Modoecia.

Von Mailand ging ich nach Como. Die Straße dahin ist anmuthig. Anfangs kommt man durch die fruchtbaren mailändischen Gefilde, und durch recht freundliche Dörfer; später nähert man sich den Bergen, welche jedoch nur Hügel sind, und meistens Reben tragen. In der Ferne schon gewahrt man auf zweien Bergen zwei alte in Trümmer liegende Burgen, sie verkünden die Nähe der Stadt. So wie man an den zwei Burgen vorbei ist, wendet sich der Weg links, und über einen mit dicken hochstämmigen Kastanienbäumen besetzten sehr großen Spazierplatz fährt man nach Como ein, eine gut gebaute und wohlhabende Stadt am südlichen Ende des Comersees reizend gelegen. Sie war die Geburtsstadt des Dichters Cecilius und des Plinius Secundus und hieß bei den Römern Comum oder Novocomum. Der lago di Como führte den Namen lacus Larius. So sagt Virgilius Georg. II, 159.

„Veronam venias, Novi relinquens
Comi moenia, Lariumque litus.“

Das beste Gasthaus ist das unmittelbar an dem kleinen Hafen gelegene albergo del angelo.

Die Umgegend von Como und der Comersee waren schon bei den Römern sehr beliebt und schon damals waren die Ufer des Sees mit Villa's besetzt, von welchen die Pliniana ein herrliches Ueberbleibsel ist. Kein See der Schweiz oder eines andern Landes in Europa kann an Schönheit und Reichthum an Mannigfaltigkeit mit diesem in Vergleichung kommen. Er ist 52 italienische Meilen lang, und im Durchschnitt eine italienische Meile breit, bei Varenna aber hat er eine Breite von 5 solchen Meilen. Obgleich ein und derselbe See, hat er doch nach seinen 3 Armen 3 verschiedene Namen, nämlich **lago di Como**, **lago di Chiavenna**, **lago di Lecco**, welcher letztere mittelst eines künstlichen Kanals mit dem mittelländischen Meere in Verbindung steht. Jeden Tag Morgens um 8 Uhr, geht von Como ein Dampfschiff nach Chiavenna.

Eine der schönsten Spazierfahrten, die man hier machen kann, ist eine Fahrt zur See nach der Pliniana. Zwischen 2 Bergreihen hin fließt ruhig der glatte See mit immerwährenden Krümmungen. Mild und sanft ist anfangs der Charakter der Gegend, üppig und lachend die Vegetation, die Berge nieder und wohl bewachsen mit Reben oder mit Bäumen. Eine unendliche Menge von schönen Villa's, unter welchen die der Herrn Arbona, der berühmten Sängerin Pasta (welche aus Como gebürtig ist), der verstorbenen Königin von England, sich auszeichnen,

schmücken mit ihren Gärten die beiden Ufer, nebst einer Menge kleiner freundlicher Dörfer, von denen zur Rechten der Fischerort Cernobio, zur Linken das nette Dörfchen Tyrno mir besonders wohlgefielen. Hinter diesen grünenden, blühenden Hügeln erblickt man links in der Ferne die hohen savoyischen Gletscher mit ihren weißen Schneerücken, unter andern auch den breiten Monte Rosa.

Je näher man der Pliniana kommt, um so mehr erheben sich die Berge, der Charakter der Gegend wird wilder, romantischer und vielgezackte schroffe Felsen starren in die Höhe. Die Pliniana hat die schönste Lage unter allen Villen an dem See. Sie gehört jetzt einer russischen an einen französischen Offizier verheiratheten Prinzessin. Die Villa liegt an einem ziemlich hohen Berge und diesen hinauf ist der schöne Garten, welchen schon Plinius angelegt hat. Häufig begegnet man noch Trümmern römischer Statuen. Mehrere Kaskaden tragen dazu bei, diesen Garten zu beleben. In der Nähe einer dieser Kaskaden, welche mitten den Berg herab in den See sich hinabstürzt, war der Lieblingsplatz des Plinius, umgeben von schattengebenden Bäumen und von hier aus hat man eine weite Aussicht auf den See und seine beiden Ufer und auf die abenteuerlich gestalteten gegen Rhätien und Graubündten hinziehenden, immer höher werdenden Berge.

Einen besonderen Werth hat noch die Villa durch

die berühmte von Plinius so genau beschriebene und bewunderte Quelle, welche dreimal des Tags Ebbe und Fluth hat. Ihr Wasser ist klar, frisch und sehr wohlschmeckend. Sie ist von Plinius mit vieler Sorgfalt gefaßt und bildet zugleich eine sehr schöne Kaskade. Durch unterirdische von Plinius angelegte und noch ganz gut erhaltene Hallen kann man diese Kaskade bis zu ihrem rauschenden Falle in den See verfolgen.

Es ist ein ganz eigenes Gefühl, das Einem ergreift, wenn man in den Hallen dahin wandelt, wo vor mehr als sechszehn Jahrhunderten Plinius mit seinen Freunden sich ergötzte an dem Anblick seiner Lieblingsquelle. Gerne bleibt man in diesen langen Gängen und horcht der herabrauschenden Kaskade und denkt sich zurück in jene Tage, die nicht mehr sind.

Die Rückfahrt von der Plinians nach Como ist eben so interessant als die Hinfahrt, und man freut sich zum zweitenmal zu sehen, was man schon einmal gesehen hat. Der Hafen von Como ist klein, aber schön gebaut, und von ihm aus gesehen nimmt sich die Stadt und besonders die Cathedrale gut aus.

Von Como hat man bis zur Gränze der italienischen Schweiz nur noch zwei Stunden. Der Weg ist sehr angenehm. Zwischen Weingärten und Fruchtfeldern fährt man hin bis Chiasso, dem Gränzorte zwischen der Schweiz und Italien.

V.

Reise durch die Schweiz.

Mit Chiasso, einem kleinen Städtchen, nimmt der Kanton Tessin (Ticino) seinen Anfang. Der Kanton hat seinen Namen von dem Fluß Ticino, welcher ihn durchströmt. In der Schweiz wird man nicht visitirt, man geht hier frei ein und aus, wie es einem freien Lande ansteht und es thut Einem ganz wohl, der Plackereien der Visitation überhoben zu seyn.

Von Chiasso aus werden die Berge stets höher, der Weg steigt auch immer mehr und man merkt es, daß man den hohen Alpen sich nähert. Das Land ist aber sehr fruchtbar und Weinberge, Wiesen, Fruchtfelder, Waldung wechseln mit einander ab. Bei Codelago gelangt man an den anmuthigen Luganer See, über welchen man zu Schiffe bis Lugano fährt. Lugano, am nördlichen Ende des Sees gelegen, ist eine kleine Stadt, ziemlich bevölkert und sehr betriebsam. Die Lage der Stadt ist äußerst angenehm und die lieblichen Ufer, welche von Dörfern

und Gefilden reich an Wein, Frucht und Bäumen prangen, sind eine wahre Augenweide. Von Lugand bis Bellinzona ist die Straße durch die vielen vortrefflichen Kastanienbäume, welche man antrifft und durch die Fruchtbarkeit des Thals nicht uninteressant. Bei Bellinzona bilden die Berge einen sehr engen Paß, welchen die Stadt, da sie gerade den ganzen Raum des Passes ausfüllt, ganz und gar sperrt und so der Schlüssel zu dem Livinerthal (valle leventina) ist. Oberhalb der Stadt sieht man auf einem der Berge die Trümmer einer uralten Burg, welche die Reste eines von Cäsar zur Vertheidigung dieses Passes errichteten Kastells seyn sollen. Bellinzona ist klein und nichts weniger als schön, der Rochusplatz und die Rochuskirche sind die einzigen dürftigen Schönheiten, welche die Stadt darbietet.

Das Thal hinter Bellinzona ist sehr enge. Anfangs ist es noch sehr fruchtbar und der Ticino strömt ruhig durch dasselbe hin und bewässert die Wiesen und Fluren. Die Berge sind sehr hoch und steil. Es ist sehr interessant zu sehen die beiden hohen Bergreihen oben in spitze, zum Theil mit Schnee bedeckte Felsen auslaufend, bis etwas über die Mitte mit schönen Bäumen bewachsen, und unten das Land grünend und blühend, von dem Fluß durchschlängelt. Allmählich aber wird das Thal immer schmäler, der Ticino eilt ungestümen Laufs dahin,

Wasserfälle stürzen von allen Seiten herab, das Erdreich wird unergiebig und ist meist nur eine dünne Rinde über Stein. Die Flecken Polegio und Giornico haben ein kümmerliches Ansehen. Von Faido aus sieht man den Sct. Gotthardt mit seinen schneebedeckten Gipfeln in der Ferne das Thal schließen. Immer stürmischer wird nun der Ticino, immer unwirthbarer das Thal, welches große Strecken weit nichts als Felsen und dürres Land ist. Der Weg ist fast ganz unwegsam, indem im August des Jahres 1834 der wüthende Ticino die ganze Straße von Airolo bis Faido zerstört und alle Brücken zertrümmert hat. Eine Menge Arbeiter ist am Bau einer neuen Straße beschäftigt. Der Weg, auf dem man fährt, ist nur provisorisch und geht über die Trümmer der alten Straße und die von den Bergen herabgewälzten Felsen, über welche der Ticino schäumend und gleichsam rauchend mit aller Gewalt sich hinstürzt. Nur schwache von Holz geschlagene Brücken führen über den tobenden Strom und erbeben und erzittern vor seiner ungeheuern Wuth. Mit Schrecken nur passirt man diese gefährliche Passage. Ohngefähr eine Stunde vor Airolo wird das Thal so enge, daß der Ticino den ganzen Raum desselben einnimmt, und die Straße durch die Felsen gehauen werden mußte. Lange fährt man zwischen schroffen, nahe einander gegenüberstehenden Felsen hin über

einen schmalen Weg mit einem gebrechlichen Geländer, und unterhalb 100 Fuß tief eilt mit schrecklichem Geräusche und schnellem Falle lärmend der Strom und wälzt sich fort über große Steine und wirft schäumende Wellen, weiß wie Schnee, hoch empor. Ist man den Hohlweg hindurch, so erweitert sich das Thal etwas und grüne Wiesen breiten sich aus und kleine Hütten von Holz, die Wohnungen von Hirten, sind zerstreut theils unten im Thale, theils oben auf den Bergen. Noch eine kurze Strecke fährt man und man ist in Airolo, einem kleinen Städtchen, und mit ihm am Fuße des Gotthardtsberges, welcher von hier an erst diesen Namen erhält. Airolo ist der letzte Ort im Livinerthale und der Gränzort zwischen der italienischen und der teutschen Schweiz, mit ihm hört der Kanton Tessin bald auf. In dem Posthause zu Airolo findet man ein gutes Gasthaus. Man sollte kaum erwarten in einem Thale, in welchem die Menschen, um ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen, nichts als Milch und das Fleisch ihres Viehs haben, wo man nur wenige magere Aecker und nur selten Obstbäume sieht, ein so gut eingerichtetes, mit Allem wohl versehenes Gasthaus anzutreffen.

Um den Gotthardt zu besteigen miethete ich um 12 Franken ein Pferd, welches meine Effekten zog und machte mich zu guter Stunde des Morgens zu

fuß auf den Weg. Die Fußreisen, diese pythagoreische Art zu reisen, ist sehr angenehm und beim Besteigen von Bergen allen anderen Arten vorzuziehen. Den Gotthardt hinauf führen zwei Wege; die alte Route, nur für Fußgänger und Saumrosse geeignet, und die neue zum Fahren bequem angelegte in stetem Zickzack sich drehende, breite Straße. Ich zog die letztere, obgleich sie etwas weiter ist, vor, theils der Bequemlichkeit wegen, theils der größeren Schönheit des Weges halber. Anfangs geht die Straße hin zwischen Wiesen und Waldung mit schönen Tannen und lange behält man die Aussicht in das vom Ticino durchstürmte Thal, in welchem Airolo liegt. Ueber und vor sich hat man des Gotthardts Haupt, das die Wolken übersteigt. Je höher man steigt, desto mehr verlieren sich die Bäume, desto mehr verschwindet die Aussicht in das Thal, aber angenehm überraschen Einem die Alpen mit ihren Sennhütten und das auf den Alpen weidende Vieh mit seinen klingenden Schellen. Alpen nennt man die freien mit Gras bewachsenen Plätze zum Viehweiden auf den Bergen.

„Dort drängt ein träger Schwarm von dickbleibten Kühen
Mit freudigem Gebrüll, sich in bethaute Steg.“

Allmählich hört aber alle Vegetation auf, und man ist umringt von steilen Felsenwänden, an welchen

frisches Grün und mit Gras bewachsene Plätze, auf denen munter das Vieh sich Nahrung sucht. Nach und nach wird das Thal breiter und man kommt nach dem Dorfe Hospital, dem ersten Orte in dem Kanton Uri. So wie jenseits des Gotthards alles italienisch ist und noch in Airolo das Teutsche kaum verstanden wird, so ist nun diesseits alles teutsch. Zwischen schönen Wiesen und grünen Wäldern führt die Straße stets abwärts nach An der Matten, einem kleinen Orte. Nicht weit von diesem Orte gewahrt man ein in Felsen gehauenes Thor, das sogenannte Urserer Loch, mit welchem das Thal Urseren sich schließt. Furchtbare hoch emporstehende Felsenmassen stehen so enge einander gegenüber, daß die Reuß den ganzen Thalweg ausfüllt und die Straße unmöglich anders, als durch die Felsen gebrochen werden konnte. Ohngefähr 100 Schritte lang fähret man durch eine dunkle Felsenhalle, welche nur von einer einzigen Oeffnung schwach erleuchtet wird, hin und hört außerhalb die Reuß vorbeirauschen. So wie man durch das Urserer Loch passirt ist, befindet man sich in dem Reußthal. Mit Schaudern betrachtet man dieses Thal, um sich und vor sich erblickt man nichts als ungeheures hoch aufgethürmtes Gestein, wo kein Gesträuch, kein Baum wächst, nur die Reuß hat sich einen Weg gebahnt und stürmt mit gräßlichem Lärm daher. Ueber sie hin zur Verbindung der beiden

hohen Ufer führte früher eine kleine schmale, nur für Fußgänger und Saumthiere gangbare Brücke, vor welcher in geringer Entfernung die Reuß 30 Fuß hoch unter gewaltigem Getöse herabstürzt, hoch empor werden die Wellen geworfen, weiß von Schaum, weit umher spritzt der Wasserstaub, die Luft ist erschüttert, kaum hört man die Worte des Redenden, es bebt die schwache Brücke, dies ist die Teufelsbrücke. Nun geht aber Niemand mehr über dieselbe, sie ist nur noch da als Monument, denn hoch oberhalb derselben führt eine neue steinerne breite Brücke, ein kühnes Werk der neueren Zeit, zu dem jenseitigen Ufer. Gefährlich ist die Passage nun nicht mehr und mit der Gefahr verschwindet denn natürlich auch die Furcht. Aber das Schauspiel, welches der Sturz der Reuß gewährt, ist so erhaben, so großartig, daß man sich daran kaum satt sehen kann. Hat man sich von der Teufelsbrücke etwas entfernt, so fangen die Berge wieder an mit Bäumen bewachsen zu werden, besonders mit Fichten und Tannen. Wasserquellen rieseln und fallen von allen Seiten herunter und verstärken die Reuß mit ihrem Wasser.

Hinter sich sieht man nun den ersten Gletscher, den Rhone-Gletscher, aus welchem der Rhone entspringt. Mächtig empor ragen links das Geishorn und rechts das Gemshorn. (Die Gemsenjagd beginnt gewöhnlich mit der Mitte Juli und dauert bis zum

Oktober. Im Winter und Frühjahr ist natürlich die Gemsenjagd ganz unmöglich.) Das erste Dorf, an welchem man vorbeikommt, heißt Geßen, auf welches das Dorf Wasen folgt. Die Bauart der Häuser in der Schweiz ist sehr originell. Das Fundament des Hauses besteht aus einer kleinen Mauer, worauf das ganz von Holz gezimmerte Haus steht, meistens etwas über die Mauer hervorragend, bei den neueren Häusern jedoch der Mauer zugleich. Das Dach ist sehr weit vorstehend und unter ihm hin läuft um den zweiten Stock herum eine hölzerne Gallerie. Diese breit vorstehenden Dächer sind nicht sowohl Sache eines besondern nationellen Geschmacks, als Sache der klimatischen Nothwendigkeit, welche denn, wie das zu gehen pflegt, nach und nach auch da Mode geworden ist, wo diese Nothwendigkeit nicht vorhanden war. Durch die Dächer wird nämlich der häufig und hoch fallende Schnee, vor welchem man sonst keinen Fuß vor die Thür setzen könnte, von dem Hause abgehalten; um dasselbe bleibt somit ein freier Raum, um den Schnee so viel als erforderlich ist hinwegzuräumen.

Die Krümmungen des Thals, die durch dasselbe rasch über Fels und Stein fortrollende Reuß, die Berge grün bedeckt mit Waldung und in kahle schroffe Spitzen, welche Stöcke oder Hörner genannt werden, sich endigend, machen den Weg sehr anziehend. Vorn

ſteht der ungeheuere Briſtenſtock, deſſen Haupt ſelten wolkenlos iſt, eine Wolke drängt die andere, wie die Wellen des Meeres ſich drängen. Weiterhin erhebt ſich links der noch höhere Tiefſtock mit ſeinen Schneelocken, bekannt durch die von ihm herabſtürzenden gefährlichen Lavinen. Bis zum Dorfe Am Steeg geht der Weg ſtets abwärts. Das Dorf hat eine ſchöne romantiſche Lage an der Reuß mitten zwiſchen hohen Alpenſtöcken. Das Gaſthaus zum Sterne iſt ſehr zu empfehlen. Wohlfeil iſt es freilich nicht, aber wohlfeil iſt es in der Schweiz nirgends, alles koſtet ſehr viel Geld und wer die Koſten ſcheut, darf die Schweiz nicht beſuchen; auch in dieſem Sinne heißt es „point d'argent, point de Suisse.“ Das Land iſt ſehr intereſſant, aber die Leute in dem Lande ſind ſehr intereſſirt. Die einfachen Sitten, die offene Geradheit, die liebenswürdige Uneigennützigkeit, der biedermännliche Sinn hat ſich im Durchſchnitt bei den Schweizern weit weniger erhalten als bei den Tyrolern. Auch an ächter Freiheit und wahrer Freiſinnigkeit iſt Tyrol der Schweiz gleichzuſtellen und vielleicht voranzuſtellen, obgleich dort eine monarchiſche, hier eine republikaniſche Verfaſſung beſteht. Hier iſt ein augenſcheinlicher Beleg zu den bekannten Verſen von Pope. Es kommt überall bei weitem nicht ſo ſehr auf die Form der Verfaſſung, als auf die Art der Verwaltung an, nicht auf das Todte, ſondern

auf das Lebendige. So sehr Viele glauben noch immer, von gemachten sogenannten constitutionellen Verfassungen hänge das Wohl der Völker ab, dieser Glaube aber ist unseelig und macht unseelig.

In Am Steeg sind eine Menge Kinder, welche Mineralien feil bieten, die sie in dem nahegelegenen Maderaner Thale sammeln, z. B. Asbest, Krystall, Agath, auch der Wirth zum Sterne hat eine sehr schöne Mineraliensammlung aus jenem Thale. Von Am Steeg aus wird das Reußthal breiter und eben. Zwischen schönen Wiesen, vielen Obstbäumen, besonders Nußbäumen, geht die Straße bis Altorf. Der zur Linken sich erhebende mächtige Sernerstock mit seinen 12 Gipfeln erinnert an Homers „vielgipfeligen Olymp." Nicht weit von Altorf sieht man rechts von der Straße das Schechenthal, in welchem freundlich den Berg hinaufgebaut zwischen Wäldern das Dorf Bürgeln, Tells Geburtsort, liegt. Unterhalb der Brücke, welche über die in die Reuß sich ergießende Schechen führt, fand Tell seinen Tod. Er, der große Mann, welcher so gern sein Leben wagte, um das Leben Anderer zu retten, wollte das Kind den Fluthen der ungestümen Schechen entreißen. Mit dem Kinde wurde Tell von den Fluthen der Schechen begraben. Nur wenige Minuten von der Brücke entfernt ist Altorf, berühmt durch Tell und Geßler, berühmt durch Walther

Fürst, Tells Schwiegervater, welcher aus dem Altorf gegenüber gelegenen Flecken Attinghausen gebürtig war. So wie man in Altorf hineinkommt, gewahrt man einen alten Thurm und auf ihm gemalt das Rütli, der Sprung Tells auf die berühmte Platte im Luzerner See, wie er mit einem Fußtritt Geßlers Schiff in die stürmische See zurückstößt, ferner die Erschießung Geßlers durch Tell bei Küßnacht und endlich die erste Schlacht für die junge schweizerische Freiheit bei Morgarten. Links von diesem Thurme ist der Marktplatz, an sich klein und unbedeutend, aber groß und bedeutend durch Tells Schuß; denn hier war es, wo er auf des Landvogts Geheiß von seines Sohnes Haupt den Apfel schießen mußte. Zwei kleine Säulen bezeichnen die Schußweite. Auf einer dieser Säulen ist Tell mit seinem Gemmi abgebildet. Altorf, der Geburtsort der Unabhängigkeit und Freiheit der Schweiz, ist eine zwar kleine aber freundliche Stadt. Eine halbe Stunde davon liegt Flüelen an dem Vierwaldstädtersee. Als ich an die Ufer des Sees kam, neigte sich eben die Sonne. Um noch nach Brunnen zu kommen, miethete ich ein Schiff mit 2 Ruderern und begann die Ueberfahrt. Heiter war der Himmel, ruhig und still der See, von keinem Lufthauch bewegt; sanft spülten die Wellen an die Ufer an. Der schöne Abend, die romantische Umgebung,

des Sees, die Erinnerung an das, was einst in jener großen Zeit durch die That eines kühnen Mannes auf denselben geschah, machte einen feierlichen Eindruck. Rings umher ist der See von hohen Bergen eingefaßt. Hinten streckt noch der Bristenstock hoch sein Haupt in die Wolken hinein, links ist der Sernerstock mit seinen vielen Gipfeln, rechts senkt der Axenberg seine glatten Wände nieder. Die Ufer des Sees sind theilweise mit schönen Wiesen und niedlichen kleinen Dörflein geschmückt, die Berge sind mit dichten Waldungen theils bis zur Hälfte, theils bis zur Spitze bedeckt. In der Ferne ertönten die schwachen Laute einer kleinen Glocke, welche zum Leztenmal im Tage die Bewohner der Gemeinde zum Gebete rief. Die Töne der Glocke kamen von dem Dorfe Sisigen, dem letzten Orte des Kantons Uri. Ehe man Sisigen vorüber fährt, erblickt man rechts an dem Ufer eine vorstehende Felsenplatte und hinter ihr ein kleines Kapellchen. Dies ist Tells Platte und Tells Kapelle. Auf diese Platte rettete sich Tell aus dem Schiffe und hier gab er durch den Stoß seines kräftigen Fußes das Schiff, welches Geßler und sein Gefolge trug, den stürmischen Wellen des aufgeregten Sees Preis. Mit Ehrfurcht betritt man diese Stelle und die kleine Kapelle, an deren Wänden Tells Thaten sich gemalt finden. In jedem Mai ist zur Verewigung des Andenkens an jene

That, wodurch die Befreiung der Schweiz durch Tell den ersten Anfang erhielt, in dem Kapellchen eine Predigt und eine Messe. Der See wimmelt von Kähnen, die um Tells Platte herum stille stehen, und von ihnen herab horcht das Volk andächtig dem Worte Gottes und erinnert sich von neuem an die große Vergangenheit. Es ist ein schönes Zeichen jener alten Tage, daß alle große Thaten eine religiöse Weihe bekamen; der einfache kindliche religiöse Sinn der damaligen Schweizer spricht sich aus in der einfachen kleinen schlichten Kapelle, welche einen größeren Werth hat als pompöse Triumphbogen und gewaltige Ehrentempel.

So wie man das Dorf Sissigen vorüber ist, fängt der Kanton Schwyz an. Brunnen, an dem nördlichen Ufer des Sees, ist der erste Ort in Schwyz. Ehe man nach Brunnen gelangt, ist links oben auf dem Berge eine Wiese, das Rütli, der erste Versammlungsort, der zur Befreiung ihres Vaterlandes nicht anfänglich von der Herrschaft, sondern nur von der Zwingherrschaft Oestreichs verbundenen Landleute. Der Ort Brunnen ist merkwürdig durch seine schöne Lage und weil hier im Jahre 1315 „der erste ewige Bund" geschlossen wurde. Auch sonst ist Brunnen recht niedlich und hübsch. Das Gasthaus zur Krone, unmittelbar am See, ist sehr gut. Durch ein ziemlich breites herrliches Thal gelangt man von

Brunnen aus nach der Stadt Schwyz und von da nach Lauerz an den Lauerzer See. Ganz nahe bei Lauerz ist Goldau, wo im Jahre 1806 der furchtbare Bergsturz sich ereignete. In einem reizenden sehr fruchtbaren Thale lag der Flecken Goldau am Fuße eines hohen Berges, des Rossiberg, dessen größter Theil in dem genannten Jahre zusammenstürzte und Goldau und seine Bewohner begrub. Weithin sieht man nichts als Felsen in Trümmern und eine chaotische Masse von Steinen und Erde. Von dem Thale sieht man keine Spur, es ist ganz verschüttet, eine kleine Kirche bezeichnet den Platz, wo einst Goldau stand, nur wenige Häuser bilden den Anfang zu einem neuen Goldau. Ueber Arth führt nun der Weg an dem schönen Zuger See, an dessen jenseitgem Ufer man das Städtchen Zug erblickt, vorüber in den Hohlweg bei Küßnacht. Den Ort, von wo aus Tell den Landvogt erschoß, bezeichnet ebenfalls ein kleines Kapellchen (ὀλιγὴ τε δόσις φιλή τε). Die Küßnachter Gasse durch kommt man wieder an den Vierwaldstädtersee, an welchem Küßnacht liegt, ein unbedeutender Ort, oberhalb dessen auf einem Berge noch die Trümmer einer alten Geßlerischen Burg stehen. Stets am Vierwaldstädtersee hin, vorbei an zwei alten zerstörten Rittersitzen, der Seeburg und einem dem Grafen von Habsburg gehörig gewesenen Schlosse, den Rigi

immer im Auge behaltend, welcher am jenseitigen Ufer des Sees mit seinem breiten Rücken hoch sich erhebt, gelangt man nach Luzern, einer schönen Stadt, interessant durch seine Lage an dem obigen See, der von dieser Stadt auch den Namen Luzerner See führt, und an den beiden Bergen Rigi und Pilatus. Sie ist freundlich im Innern durch schöne Straßen, durch die mitten durch die Stadt hinfließende Reuß, und durch große Lebhaftigkeit. Merkwürdig sind die zum Theil außerordentlich langen bedeckten Brücken, mit alten historischen Gemälden reich verziert, welche über den See, so weit dies nothwendig war zur Verbindung der verschiedenen Stadttheile untereinander, geschlagen sind. Der ansehnlichste Gasthof ist der neue am See gelegene Gasthof zum Schwanen. Sehr unterhaltend ist der Weg von Luzern nach Bern. Anfänglich fährt man durch ein herrliches Thal hin, von wo aus die Stadt Luzern mit ihrer auf einer Anhöhe erbauten weithin herrschenden Kirche sich vortheilhaft ausnimmt. Das Thal ist von dem Flüßchen Emmen durchströmt, über welches man auf einer hölzernen bedeckten Brücke hinüber in einen prächtigen Tannenwald kommt, welcher eine ziemliche Strecke weit sich fortzieht. Sobald man an dem Ende dieses Waldes ist, befindet man sich in einem weiten ebenen Thal. Rechter Hand erblickt man den Sembacher See und hinter demsel-

ben den Flecken Sembach und oberhalb des Fleckens im Walde eine Kapelle zum Denkmal der großen Schlacht der freien Männer gegen die Freiherren. Das nette Städtchen Surſen hindurch führt der Weg über die Kreuzſtraße in einem ſehr romantiſchen Thale nach Hudweyl und von da nach Burgdorf, eine wohlhabende, ganz in der Weiſe wie Bern gebaute, kleine Stadt. Man kann Burgdorf ein Bern im Kleinen nennen. Kaum hat man Burgdorf im Rücken, ſo erheben ſich zur Linken in großer Entfernung die erſten Gletſcher. Die Jungfrau wird ſichtbar in ihrem weißen Schneegewande, majeſtätiſch ragt ſie über alle andern Berge hervor. Die Gegend wird nun bis Bern ſehr anmuthig. Durch grünende lachende Fluren gelangt man bergauf bergab zu einer Anhöhe, von welcher herunter man ganz Bern und die an ihm vorüberfließende Aar vor ſich hat. So wie man die Anhöhe herab iſt, führt eine ſteinerne Brücke über die Aar zum Thore von Bern hinein in die Stadt.

Bern iſt das Genua der Schweiz. Die Stadt iſt ſehr ſchön gebaut, ſehr wohl bevölkert und ſehr wohlhabend. Die Straßen ſind alle breit und gut gepflaſtert, die Hauptſtraße iſt beſonders ſchön. Die Häuſer dieſer Straße ſind alle von gleicher Höhe (4 Stockwerke hoch), haben ein gefälliges Aeußere und durchaus weit vorſtehende Dächer. Längs der

Straße ziehen sich auf beiden Seiten Arkaden hin, unter welchen elegante Waarenläden sich befinden und eine Menge von Menschen den ganzen Tag und die halbe Nacht herumwandelt. Es ist nur Schade, daß die Arkaden etwas nieder sind. Vor denselben auf der Straße ist eine unendliche Masse von unterirdischen Weinkellern, in welchen Wein ausgeschenkt wird. Viele Brunnen mit springenden Wassern und mehrere Thore, deren äußerstes mit der kolossalen Abbildung eines ungeheueren Riesen, des sogenannten alten Christophs, versehen ist, zieren die Stadt. Die Kathedrale, die katholische Kirche, die Fruchthalle, das Arsenal und das prachtvolle Armenhaus verdienen gesehen zu werden. So wie die Genueserinnen die schönsten Italienerinnen sind, so sind die Bernerinnen die schönsten Schweizerinnen, und auch ihre Landestracht ist sehr schön, das kleine schwarze Hütchen steht gut zu Gesicht; wenn nur nicht statt desselben mehrere die gesichtentstellenden ungeheueren schwarzen Flügelhauben trügen!

Es ist auffallend, daß in Bern meistens französisch, wiewohl herzlich schlecht, gesprochen wird, allein es geschieht nur deshalb, weil man das Teutsche noch viel schlechter spricht.

Die Umgebung der Stadt ist vortrefflich durch die mannigfaltige Abwechselung von Bergen, fruchtbaren Feldern, schönen Wiesen. Die Promenade auf

dem Walle links von dem Thore des alten Christoph ist sehr angenehm und anziehend, hauptsächlich wenn man sie des Abends vor Sonnenuntergang besucht. Von einer hohen breiten mit herrlichen Anlagen versehenen Terrasse herab sieht man ganz Bern und den in Krümmungen sich hinwindenden Lauf der Aar, und die grünenden Fluren und die waldbewachsenen Berge, und

„die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen.“

Eine mächtige Reihe von Gletschern begränzt den Horizont, starrt hoch empor und scheint den Himmel zu tragen. Vor allen erhebt die Jungfrau majestätisch ihr weißes Haupt. Nach dem Anblick des Meeres giebt es kein erhabeneres Schauspiel der Natur als dieses. In der Nähe sieht man alles grünen und blühen in reizender Pracht, in lieblicher Anmuth, in der Ferne erblickt man des Winters eisige Masse und des Schnees Silbergewand erleuchtet von der Sonne. Ganz weiß glänzen die spitzen Gipfel der Gletscher. Allmählich aber, so wie die Sonne sich senkt, wird der Schnee leicht geröthet und diese Röthe steigt nach und nach bis zu einem dunkeln Rosenroth. Stufenweise nimmt dann die Röthe wieder ab, der Schnee bleicht sich wieder, bis er nach kurzer Pause zum zweitenmal, aber weniger lange und minder stark, gleich der zum letztenmal empor-

schlagenden Flamme des erlöschenden Lichts, sich wieder färbt. Dies ist die Alpenröthe.

Wendet man sich nun von dem östlichen zu dem westlichen Himmel, so erblickt man hier eine so lichte weithin sich verbreitende Abendröthe, als wenn der Himmel von dem seine Flammen aushauchenden Vesuv oder Aetna wiederstrahlte. Ueber alle Beschreibung ist diese erhabene Naturscene; in Wahrheit die Natur ist ein Ideal.

Ein Besuch des Thals von Lauterbrunnen von Bern aus ist eine der gewöhnlichsten und anmuthigsten Spazierfahrten. Durch ein bald engeres bald breiteres Thal fährt man bis nach Thun, von wo an der Weg bis Lauterbrunnen mit dem Dichter genannt werden muß:

„Ein angenehm Gemisch von Bergen, Felsen und Seen."

Ueber den Thuner See gelangt man auf einem Dampfschiffe, welches täglich dreimal abgeht, nach Neuhaus. Der See ist nicht sehr groß, er ist nur drei Stunden lang und eine halbe Stunde breit, groß aber ist seine Anmuth und die Erhabenheit der ihn umgebenden Natur. Die Gegend ist äußerst romantisch, rings umher ist der See eingefaßt von hohen Bergen, unter welchen der schroffe Niesen hoch seinen Gipfel hervorstreckt. Die Ufer sind schön angebaut und kleine lieblich gelegene Ortschaften, insbe-

sondere Hilterfingen und Oberhofen zieren dieselben. Bald sich schließend, bald wieder weit sich öffnend gewährt das Thal, welches der See eigentlich bildet, die mannigfaltigsten Ansichten. Vor sich erblickt man immer lang hingestreckt die weiße Blümlisalp, die hohe Jungfrau, den kleinen Eiger und den Mönch mit seiner weißen Mönchskutte.

Das sogenannte Neuhaus, ein einzeln stehender Gasthof, ist am südöstlichen Ende des Sees gelegen. Hier findet man stets eine Menge von Wagen bereit, um nach dem Lauterbrunner Thal zu fahren. Von dem Neuhaus weg führt ein herrlicher Weg zwischen Wiesen, Fruchtfeldern und Obstbäumen nach Unterseen (Interlaken), so genannt, weil es zwischen zwei Seen, dem Thuner See und dem Brienzer See in der Mitte liegt. Nun dreht sich der Weg rechts und ein enges wildes Thal öffnet seine Felsenpforten, das Thal der Lutschina. Stets zwischen hohen Bergen und Tannen- und Fichtenwäldern fährt man hin neben der reißenden Lutschina, welche hier ohne Schranken wüthet. Hinter starren spitzen Felsen scheint das Wetterhorn hervor, links erhebt sich der Grindelwald und rechts ist hoch in den Wolken das Silberhorn und weiter das ausgedehnte Breithorn. Kurz vor Lauterbrunnen stürzt sich auf der rechten Seite des Wegs unter Saus und Braus der wehende Sausenbach mit schnellen

Wellen herab. Mit dem Dorf Lauterbrunnen beginnt das Lauterbrunner Thal und von hier aus sieht man schon den Staubbach:

„In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau.“

Ein schmaler Streif scheint sich herabzuschütten. Je näher man aber kommt, um so breiter wird die Wassermasse, welche an der senkrechten Wand eines glatten Felsen 900 Fuß hoch herabstürzt, sich in der Mitte des Sturzes in Wasserstaub auflöst und am Fuße des Felsen als Bach der Lutschina zueilt. Weit umher spritzt der Staub des Wassers. Ein imposanter Anblick! das Imposante wird noch erhöht durch die Umgebung, der breiten nackten Felsenwand, an welcher der Staubbach herabfällt, gegenüber sind grüne Matten und kleine Sennhütten und die auf den Alpen weidenden Heerden; unten im Thale rauscht die Lutschina hin, vorüber an dem Dorfe Lauterbrunnen; zur Seite das Thal schließend stehen die Gletscher mit ihrem hoch aufgethürmten Schnee.

Sehr bequem kann man an demselben Tage wieder in Bern zurück seyn, und der Rückweg ist um so interessanter, weil man nun wieder die Alpenröthe in ihrer vollen Pracht zu bewundern Gelegenheit hat. Die Dörfer, welche man passirt, so wie die Dörfer in dem Kanton Bern überhaupt, sind sehr nett und

freundlich, und dabei außerordentlich reinlich. Sogar die Dunghäufen sind sehr zierlich zurecht gemacht, so daß man sie auf den ersten Blick nicht leicht für das hält, was sie wirklich sind. Sie bilden ein längliches Viereck und sind durchaus mit geflochtenem Stroh umwunden. Ueberall sieht man die Spuren großen Wohlstandes und dieser Wohlstand ist überall mit Anstand, dem äußeren Zeichen von jenem, verknüpft. Die Wohnungen sind alle sehr niedlich und mit einer ungeheuern Menge von Fenstern versehen.

Die Tracht der Mädchen von Unterseen ist unter allen Trachten des Kantons Bern und mithin unter allen Schweizertrachten die schönste. Es giebt keine Tracht für Landmädchen, welche von Kopf bis zu den Füßen liebenswürdiger, gewissermaßen gemüthlicher wäre. Auch die Kleider sind eine Art von Sprache, oder eine Art von Physiognomie; nicht ohne Grund sagt man sprüchwörtlich: „Kleider machen Leute."

Nach Solothurn ist der Weg eine wahre Promenade. Ergiebige, wohlgebaute Ländereien, wohlhabende Dörfer, friedliche gutmüthige Bewohner, in der Ferne zur Rechten die hohe Mäuer der weißen Gletscher machen den Weg schön. Solothurn an der Aar ist eine angenehme, wohlgelegene, schön gebaute Stadt. Die prachtvolle Kathedrale mit ihrer sehr geschmackvollen Hauptfaçade ist sehenswerth.

Eine Estrade von 20 Stufen führt hinauf zu ihr. Auf der obersten Stufe stehen zu beiden Seiten, den Eingang bildend, zwei Fontainen, aus welchen zwei Statuen, Moses und Elias sich erheben. Das Innere der Kirche ist einfach und würdevoll. Links von der Stadt liegt der weiße Stein, berühmt wegen der weiten vortrefflichen Aussicht, welche man von ihm herab hat, und welche an Schönheit und Umfang die Aussicht vom Rigi herab noch übertrifft.

Von Solothurn über Ensingen, die Aarburg vorüber, nach Aarau ist die Straße immer sehr anmuthig. Das von der Aar bewässerte Thal ist sehr fruchtbar, Getreide, Obst, Wiesen wechseln ab. Aarau, eine kleine Stadt, hat ein schönes neues Bibliotheksgebäude und eine angenehme neu angelegte öffentliche Promenade. In dem Gasthaus zum wilden Mann logirt man gut.

Ueber die Bäder von Schinznach, an den Trümmern des Stammschlosses Habsburg hin, von welchem nur noch zwei Ruinen sichtbar sind, nach Windisch (das alte Vindonissa), wo die Reuß und die Aar zusammenfließen, gelangt man nach Baden an der Limmat. Das Land ist reich an Frucht und Wein, aber die hohen Berge nehmen nun immer mehr ab, der Charakter der Gegend wird stets milder. Baden ist eine sehr kleine, nicht schöne Stadt, aber ziemlich lebhaft, besonders weil

gerade die Badezeit war. Die Badeanstalten sind sehr lobenswerth. Das Gasthaus zur Waage ist gut. Baden liegt gerade an dem Fuße des Bergs, worauf die Trümmer der alten Burg, unter dem Namen des „Steins von Baden" bekannt, liegt. Hier wurde Kaiser Albrecht, als er unten an der Burg hinritt, von seinem Vetter dem Herzog Johann, ermordet.

Bis Zürich führt ein sehr freundlicher Weg. Man merkt es nun, daß die Schweiz zu Ende geht, die hohen Berge sind nun ganz verschwunden, die imposante Größe der Natur verliert sich, Alles wird kleiner, jedoch lieblich. Mit den Schweizeralpen aber verschwinden auch die Schweizersitten. Land und Leute sind enge mit einander verbunden und in dem Worte „ländlich sittlich" liegt ein sehr richtiger Sinn.

Zürich an sich ist keine interessante Stadt, nur ihre schöne Lage an dem See, die Fruchtbarkeit des umher liegenden Landes, die Anmuth der Natur macht den Aufenthalt in ihr angenehm. Es gewährt ein großes Vergnügen, eine kleine Fahrt auf dem See zu machen, dessen Ufer mit kleinen Dörfern und Villas, mit schönen Gärten und Weinbergen prangen. Die kleinen Berge zu beiden Seiten sind meist mit Reben bepflanzt, nur gegen Südwesten hin erblickt man in grauer Ferne die hohen Berge von Bern und Luzern, welche gleich einer unübersteiglichen

Mauer den Horizont schließen. Am nördlichen Ende des Sees, erhebt sich die Stadt mit ihrem alten Münster, mit dem Frauenmünster (in welchem das Simultaneum hergebracht ist) und ihrer in den See hineingebauten Wasserkirche. Der Charakter des Ganzen ist ein zarter und gefälliger.

Der am See gelegene Gasthof zum Schwerdt ist der beste in Zürich, seine Güte ist aber eine nur relative.

Abwechselnd über Höhen und Tiefen durch Waldung und mit Frucht und Reben bebautem Gelände kommt man von Zürich über Bülach und dem am Rhein gelegenen Städtchen Eglisau nach Schafhausen. Die Geburtsstadt unseres Johannes von Müller ist ziemlich groß, aber sehr todt und nicht schön. Die Umgegend ist nicht unangenehm und besonders an dem Rhein hin sehr interessant. Das Interessanteste ist der Rheinfall bei dem Dorfe Laufen, eine Stunde von Schafhausen entfernt. Von Ferne schon hört man den Rhein rauschen, je mehr man sich nähert, desto lärmender wird das Geräusch und kaum versteht man sich noch einander, wenn man an ihm ist. Um den Rheinfall ganz vor mir zu haben, ging ich dem Dorfe Lauffen entlang an dem Ufer des Rheins hin, bis ich mich dem Falle gerade gegenüber befand. Von hier aus sieht man den Rheinfall in seiner ganzen Majestät, wie der Rhein

Verbeſſerungen.

Seite	Zeile	
VII	12	ſtatt verſchafft lieſ perſchafe
XI	15	fallen nach dem Worte „auch“ die 4 Punkte weg
XII	19	ſtatt woven lieſ woran
30	21	ſtatt Onche lieſ Ouche
35	1	ſtatt verum lieſ rerum — ſtatt fini lieſ ficu
38	24	ſtatt Turens lieſ Tournus
39	8 u. 12	ſtatt Trevaux lieſ Trevoux
46	3	muß ſtatt Punkt ein Komma ſtehen
49	6	ſtatt iſt lieſ ſind
49	9	ſtatt Fourrière lieſ Fourvière
51	1	ſtatt Dévancourt lieſ Dérancourt
61	1	ſtatt Ventaux lieſ Ventoux
68	5	ſtatt Aupies lieſ Aupies
76	14	ſtatt Villereine lieſ Villeveine
102	10	ſtatt condulabitur lieſ condulcabitur
118	26	ſtatt dubis lieſ dabis
119	3	ſtatt assurgeus lieſ assurgens
129	11	ſtatt Lusina lieſ Susina
143	17	ſtatt Lonterna lieſ Lanterna
164	3	ſtatt caliscimus lieſ calescimus

AUG 18 1930